



Leseprobe

Lucinda Riley, Harry Whittaker
**Atlas - Die Geschichte
von Pa Salt**

Roman. - Das große Finale
der "Sieben-Schwestern"-
Reihe

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 11. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Paris, 1928. Ein Junge wird gerade noch rechtzeitig entdeckt, bevor er stirbt, und von einer Familie aufgenommen. Er ist klug und liebenswert, und er entfaltet seine Talente in dem neuen Zuhause. Hier wird ihm ein Leben ermöglicht, von dem er nicht zu träumen gewagt hätte. Doch er weigert sich, einen Hinweis darauf zu geben, wer er wirklich ist. Als er zu einem jungen Mann heranwächst, verliebt er sich und besucht das berühmte Pariser Konservatorium. Die Schrecken seiner Vergangenheit kann er darüber beinahe vergessen, ebenso wie das Versprechen, das er einst geschworen hat, einzulösen. Aber Unheil ballt sich zusammen über Europa, und niemand ist mehr in Sicherheit. Tief in seinem Herzen weiß er, dass die Zeit kommen wird und er wieder fliehen muss.

Ägäis, 2008. Alle sieben Schwestern sind an Bord der »Titan« zusammengekommen, um sich von ihrem geliebten Vater, der ihnen stets ein Rätsel blieb, zu verabschieden. Zur Überraschung aller ist es die verschwundene Schwester, die von Pa Salt damit betraut wurde, ihnen die Spur in ihre Vergangenheit aufzuzeigen. Aber für jede Wahrheit, die enthüllt wird, taucht eine neue Frage auf, und die Schwestern müssen erkennen, dass sie ihren Vater kaum gekannt haben. Noch schockierender aber ist, dass diese lang begrabenen Geheimnisse noch immer Auswirkungen auf ihrer aller Leben haben.

»Atlas. Die Geschichte von Pa Salt« erzählt von einem Leben voller Liebe und Verluste, umspannt Meere und Kontinente und führt die »Sieben-Schwwestern«-Serie zu einer Atem beraubenden Auflösung.

Harry Whittaker ist Lucinda Rileys Sohn, dem sie vor ihrem Tod die Geschichte von »Atlas« in die Hände gelegt hat, damit er sie nach ihren Vorstellungen zum Abschluss bringt.

Lucinda Riley
Harry Whittaker
Atlas
Die Geschichte von Pa Salt



GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Atlas. The Story of Pa Salt« bei Macmillan, London.

Die Übersetzung von Vorwort, Prolog und Kapitel 1–16 besorgte Sonja
Hauser, von Kapitel 17–35 Karin Dufner, von Kapitel 36–49 Sibylle Schmidt
und von Kapitel 50–64 sowie Epilog und Dank Ursula Wulfekamp.

Dies ist ein Roman. Fiktion und Realität stellen hier eine untrennbare künstle-
rische Einheit dar. Ein Anspruch auf historische Richtigkeit und Vollständigkeit
besteht daher nicht, mithin sind einzelne historische Fakten teilweise im
Dienste der künstlerischen Gestaltungsfreiheit leicht verändert worden und
damit umso mehr Ausdruck der kreativ-schriftstellerischen Fantasie.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so über-
nehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen
machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffent-
lichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2023

Copyright © der Originalausgabe 2022

by Lucinda Riley & Harry Whittaker

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Alamy Stock Foto/Dmytro Surkov; Getty Images/zhihao,

Xuanyu Han; Stocksy/Kara Riley; FinePic®, München; Tessa Träger

Abbildungen Innenteil: Hemesh Alles

CN · Herstellung: ast

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31567-3

www.goldmann-verlag.de

*Lucinda widmet diesen Roman ihren
Leserinnen und Lesern auf der ganzen Welt.*

*Ich widme ihn meiner Mutter Lucinda,
die mich in jeder Hinsicht inspiriert hat. – H. W.*

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Harry, ich bin Lucinda Rileys ältester Sohn. Vielleicht überrascht es Sie, auf dem Umschlag dieses so lange erwarteten Romans zwei Verfassernamen zu sehen.

Kurz vor der Veröffentlichung von *Die verschwundene Schwester* im Jahr 2021 verkündete Lucinda, dass es noch einen achten Teil der *Sieben Schwestern*-Reihe geben würde, in dem sie die Lebensgeschichte des mysteriösen Pa Salt erzählen wollte. In ihrer Anmerkung am Ende des siebten Bandes schrieb sie: »Ich habe die Geschichte seit acht Jahren im Kopf und kann es gar nicht erwarten, sie schließlich und endlich zu Papier zu bringen.«

Tragischerweise ist Mum im Juni 2021 gestorben, nachdem 2017 eine Krebserkrankung bei ihr diagnostiziert worden war. Nun nehmen Sie vielleicht an, dass es ihr nicht mehr gelungen ist, etwas von Pa Salts Leben niederzuschreiben. Doch die Wege des Schicksals sind verschlungen und unergründlich. 2016 flog Mum auf Einladung von Produzenten nach Hollywood, die beabsichtigten, die Filmrechte an den *Sieben Schwestern* zu erwerben. Natürlich wollten sie wissen, wie die Reihe enden würde – vier Bücher vor dem eigentlichen Abschluss.

So war Mum gezwungen, ihre Gedanken dazu schriftlich niederzulegen, und verfasste für die potenziellen Produzenten dreißig Seiten Text über den Höhepunkt der Serie. Ich muss Ihnen vermutlich nicht sagen, dass diese Seiten wie immer bei ihr

spannungsgeladen, voll dramatischer Ereignisse und gewürzt mit einer gewaltigen Überraschung waren.

Fans der Reihe wissen, dass Pa Salt in jedem der Bände kurz auftaucht. Mum hat die Entwicklung dieser Figur über die Jahrzehnte der Handlung hinweg akribisch aufgezeichnet und für die Detektive unter den Leserinnen und Lesern in der Erzählung eine Spur gelegt. Solchermaßen hat Lucinda mehr »zu Papier gebracht«, als auf den ersten Blick sichtbar wurde.

2018 haben Mum und ich die *Deine Schutzengel*-Serie für Kinder ins Leben gerufen und miteinander vier Bücher geschrieben. Dabei hat sie mich gebeten, die *Sieben Schwestern*-Reihe für sie zu Ende zu führen, falls das Schlimmste eintreten sollte. Unsere Gespräche darüber werden unter uns bleiben; nur so viel: Ich war ihre Rückversicherung für das Udenkbare. Das leider eintrat. Mum hat, glaube ich, genauso wenig wie ich in Betracht gezogen, dass sie *tatsächlich* sterben könnte. Mehrmals schaffte sie es, die Gesetze von Medizin und Natur auszuhebeln und dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Aber Mum hatte immer etwas Magisches an sich.

Nach ihrem Tod war klar, dass ich mein Versprechen einlösen würde. Viele Leute haben mich gefragt, wie stark der Druck war, der auf mir lastete. Schließlich werden in *Atlas* Geheimnisse gelüftet, über die sich Leserinnen und Leser schon seit einem Jahrzehnt den Kopf zerbrechen. Ich habe die Erfüllung dieser Aufgabe eher als einen Tribut an Mum gesehen und das Buch für meine beste Freundin und Heldin geschrieben. Somit kann ich nicht von Druck sprechen, ich würde das Projekt eher als Liebesdienst bezeichnen. Natürlich werden manche Leserinnen und Leser sich nun Gedanken darüber machen, welche Teile des Romans von Lucinda stammen und welche von mir, doch ich halte das nicht für wichtig. Die Geschichte ist einfach eine Geschichte, Punkt. Am Ende dieses Buches werden Sie voll und ganz auf Ihre Kosten gekommen sein, das weiß ich. Dafür hat Mum gesorgt.

Lucindas wahrscheinlich größte Leistung besteht darin, dass

niemand die versteckte Antriebskraft hinter der Reihe korrekt entschlüsselt hat – und es sind buchstäblich Tausende von Theorien im Umlauf. *Atlas* wird diejenigen belohnen, die diese Romane seit dem ersten Band lieben, aber darin wird auch eine neue Geschichte erzählt (die letztlich schon immer da war, verborgen in den ersten fünftausend Seiten). Möglicherweise bin ich nur derjenige, der jetzt den Vorhang beiseite zieht ...

Die Arbeit an *Atlas – Die Geschichte von Pa Salt* war für mich gleichzeitig die Herausforderung und das Privileg meines Lebens. Der Roman ist Lucindas Abschiedsgeschenk, und ich freue mich sehr, ihn Ihnen nun präsentieren zu können.

Harry Whittaker, 2022

Personen

Atlantis

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von Atlantis
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

Die Schwestern d'Aplière

Maia
Ally (Alkyone)
Star (Asterope)
CeCe (Celaeno)
Tiggy (Taygeta)
Elektra
Merry (Merope)

Prolog

Tobolsk, Sibirien

1925

Als der bitterkalte Wind den Schnee vor ihnen aufwirbelte, zogen die beiden Jungen die Kragen ihrer dünnen Fellmäntel tief ins Gesicht.

»Komm!«, rief der Ältere. Obwohl er gerade erst elf geworden war, hatte seine Stimme bereits etwas Raues, Hartes. »Es reicht. Lass uns nach Hause gehen.«

Der Jüngere – er war sieben – hob den Haufen Brennholz vom Boden auf, den sie gesammelt hatten, und lief dem Größeren hinterher.

Auf halbem Weg nach Hause bemerkten die Kinder ein schwaches Piepsen. Der ältere Junge blieb stehen.

»Hörst du das?«

»Ja«, antwortete der Kleinere, dem die Arme von dem schweren Holz wehtaten. Obwohl sie noch nicht lange still standen, begann er zu zittern. »Können wir bitte heimgehen? Ich bin müde.«

»Jammer nicht rum«, herrschte der Ältere ihn an. »Ich schau mal nach, was los ist.« Er kniete am Fuß einer Birke nieder. Zögernd folgte ihm der Kleinere.

Vor ihnen flatterte ein Spatzenjunges, nicht größer als eine Rubelmünze, hilflos auf dem hartgefrorenen Boden.

»Das ist aus dem Nest gefallen«, erklärte der ältere Bursche seufzend. »Oder ... sei mal kurz still.« Die beiden verstummten, und wenig später hörten sie von oben einen schrillen Ruf. »Ah, ein Kuckuck!«

»Der Vogel von der Uhr?«

»Ja. Aber das ist kein freundliches Tier. Der Kuckuck legt seine

Eier in die Nester fremder Vögel. Wenn sein Küken ausschlüpft, schubst es die anderen raus.« Er rümpfte die Nase. »Und das ist hier passiert.«

»O nein.« Der jüngere Bursche strich dem Vögelchen vorsichtig über den Kopf. »Keine Angst, wir sind ja da.« Er schaute seinen Begleiter an. »Vielleicht sollten wir auf den Baum klettern und ihn ins Nest zurücksetzen.« Er versuchte, das Nest auszumachen. »Es scheint sehr hoch oben zu sein.« Plötzlich vernahm er ein hässliches Knirschen. Als er den Blick senkte, sah er, dass der ältere Junge das Küken mit dem Stiefel zertreten hatte.

»Was hast du getan?«, rief der Kleinere entsetzt aus.

»Die Mutter hätte es nicht mehr angenommen. Es war das Beste, es gleich umzubringen.«

»Aber ... das kannst du doch gar nicht wissen.« Tränen traten dem Jüngeren in die braunen Augen. »Wir hätten es wenigstens versuchen können.«

Der Ältere winkte ab. »So was hat keinen Sinn. Das ist Zeitverschwendung, von vornherein zum Scheitern verurteilt.« Er wandte sich ab und stapfte den Hügel hinunter. »Lass uns nach Hause gehen.«

Der kleinere Junge beugte sich zu dem leblosen Küken hinunter. »Was mein Bruder getan hat, ist schrecklich«, schluchzte er. »Aber er leidet. Er konnte nicht anders.«

I

Boulogne-Billancourt, Paris, Frankreich

Das Tagebuch ist ein Geschenk von Monsieur und Madame Paul Landowski. Da ich nicht spreche, halten sie es für eine gute Idee, wenn ich die Dinge notiere, die mir durch den Kopf gehen. Anfangs dachten sie, ich wäre dumm, hätte den Verstand verloren, was in vielerlei Hinsicht sogar stimmen mag. Möglicherweise bin ich aber auch nur geistig erschöpft, weil ich mich schon so lange auf diesen Verstand verlassen muss. Und der ist wie ich sehr müde.

Ihnen ist klar, dass ich zumindest einen Funken Intelligenz besitze, denn sie haben mich gebeten, etwas aufzuschreiben. Zuerst meinen Namen, mein Alter und woher ich stamme. Doch ich habe schon vor Langem gelernt, dass man in Schwierigkeiten geraten kann, wenn man solche Dinge notiert, und Schwierigkeiten möchte ich nie wieder. Folglich habe ich am Küchentisch sitzend ein Gedicht zu Papier gebracht, das ich von Papa kenne. Es gibt keinen Hinweis darauf, woher ich kam, bevor ich unter einer Hecke in ihrem Garten entdeckt wurde. Es war keiner meiner Lieblingstexte, aber ich hatte das Gefühl, dass die Worte zu meiner Stimmung passten und sich eigneten, diesem freundlichen Paar, das mir das Schicksal gesandt hatte, als der Tod an meine Tür klopfte, zu zeigen, wie ich mich äußern konnte. Also schrieb ich:

*Mond und Plejaden sind untergegangen,
die Nacht ist halb vorbei,
die Jugend vergeht,
und ich schlafe allein.*

Ich notierte das Gedicht in Französisch, Englisch und Deutsch, obgleich keine dieser Sprachen diejenige ist, mit der ich das Lesen lernte (denn das kann ich sehr wohl. Doch ähnlich wie Geschriebenes lässt sich – besonders in Eile – Gesprochenes gegen einen verwenden). Ich muss gestehen, dass ich mich über den erstaunten Blick Madame Landowskis freute, als sie den Text las. Er würde ihr nicht helfen zu ergründen, wer ich war oder zu wem ich gehörte. Als das Hausmädchen Elsa eine Schale mit Essen vor mir auf den Tisch knallte, schaute die junge Frau drein, als wäre es ihr am liebsten, wenn man mich schnellstmöglich dorthin zurückschickte, wo ich hergekommen war.

Stumm zu bleiben fällt mir nicht schwer. Mittlerweile ist es über ein Jahr her, dass ich mein Zuhause verlassen habe. In dieser Zeit habe ich meine Stimme nur benutzt, wenn es sich nicht vermeiden ließ.

Beim Schreiben kann ich aus dem winzigen Fenster im Dachboden blicken. Vor einiger Zeit sah ich die Landowski-Kinder, die vom Unterricht nach Hause kamen, den Weg herauflaufen. Sie wirkten sehr schick in ihren Schuluniformen – Françoise mit weißen Handschuhen und Strohhut, ihre Brüder mit weißen Hemden und Jacken. Monsieur Landowski klagt oft über Geldmangel, aber das große Gebäude, der herrliche Garten und die hübschen Kleider, die die Damen des Hauses tragen, deuten eher auf Reichtum hin.

Ich kaue auf meinem Stift herum. Das wollte Papa mir abgewöhnen, indem er das Ende in alle möglichen scheußlich schmeckenden Dinge tauchte. Einmal erklärte er mir, an diesem Tag hätte der Stift bestimmt einen gar nicht so schlechten Geschmack, sei jedoch giftig, weswegen ich tot umfiele, wenn ich ihn in die Nähe meines Mundes bringen würde. Aber beim Nachgrübeln über den Text, den er mir zu übersetzen gegeben hatte, schob ich ihn zwischen die Lippen. Als er das sah, stieß er einen Schrei aus, packte mich am Kragen, trug mich hinaus und stopfte mir Schnee in den Mund, den ich gleich darauf ausspu-

cken musste. Ich bin nicht gestorben, und bis zum heutigen Tag frage ich mich, ob das eine Schocktherapie war, um mir diese Gewohnheit auszutreiben, oder ob der Schnee und das Ausspucken mich tatsächlich gerettet haben.

Obwohl ich mich sehr bemühe, mich an ihn zu erinnern, verblasst sein Bild allmählich, weil ich ihn so lange nicht gesehen habe.

Vielleicht ist es das Beste, wenn ich meine Vergangenheit vergesse. Falls sie mich dann irgendwann foltern sollten, kann ich ihnen nichts verraten. Und falls Monsieur und Madame Landowski meinen, ich würde etwas in das Tagebuch schreiben, das sie mir freundlicherweise gegeben haben, und dem kleinen Schloss mit Schlüssel vertrauen, den ich in meinem Lederbeutel aufbewahre, täuschen sie sich gewaltig.

»In das Tagebuch kannst du alles schreiben, was du fühlst oder denkst«, hat Madame Landowski mir erklärt. »Nur du darfst es lesen, es ist dein ganz privater Ort. Ich verspreche dir, dass wir nie hineinschauen werden.«

Dankbar lächelnd lief ich nach oben in meine Dachkammer. Ich glaube ihr nicht. Aus Erfahrung weiß ich, dass weder Schlösser noch Versprechen ein Hindernis darstellen.

Beim Leben deiner geliebten Mutter verspreche ich dir, dass ich zu dir zurückkomme ... Bete für mich, warte auf mich ...

Ich schüttle den Kopf, versuche die Erinnerung an Papas letzte Worte an mich loszuwerden. Obwohl andere Dinge, an die ich mich gern erinnern würde, wie die Schirmchen des Löwenzahns einfach wegfliegen, sobald ich sie festhalten will, bewegt sich dieser Satz nicht von der Stelle, egal, was ich tue.

Das Tagebuch ist in Leder gebunden und hat hauchdünnes Papier. Es muss die Landowskis mindestens einen Franc gekostet haben (so nennen sie hier das Geld). Weil sie es mir geschenkt haben, um mir zu helfen, benutze ich es. Außerdem habe ich mich während meiner langen Reise oft gefragt, ob ich, da ich zu schweigen lernte, das Schreiben vergessen könnte. Weil ich

weder Papier noch Stift bei mir trug, vertrieb ich mir die Zeit in den eisig kalten Winternächten, indem ich im Kopf Gedichte aufsagte und mir vorstellte, die Buchstaben »vor meinem geistigen Auge« zu schreiben.

Ich mag den Ausdruck sehr – Papa nannte dieses »geistige Auge« das Fenster zur Fantasie. Wenn ich nicht gerade mit Gedichten beschäftigt war, zog ich mich oft an jenen Ort zurück, von dem Papa behauptete, er habe keine Grenzen. Er sei so groß, wie man ihn sich wünsche. Kleingeister, fügte er hinzu, besäßen laut Definition nur eine beschränkte Fantasie.

Obwohl die Landowskis mich retteten und sich um mein leibliches Wohl kümmerten, grübelte ich nach wie vor über Dinge, die ich nicht niederschreiben konnte, weil ich nie wieder einem anderen Menschen vertrauen durfte.

Deshalb würden die Landowskis, wenn sie diese Worte einmal lasen – und ein Teil von mir war sicher, dass sie es aus Neugierde irgendwann täten –, ein Tagebuch in Händen halten, das beginnt, als ich bereits meine letzten Gebete gesprochen hatte.

Möglicherweise hatte ich sie gar nicht gesprochen. Ich war fiebrig, erschöpft und halb verhungert, vielleicht hatte ich sie nur geträumt. An jenem Tag, an dem ich in das hübscheste Frauengesicht blickte, das mir je begegnet war.

Während ich einen kurzen, sachlichen Bericht darüber zu Papier brachte, wie diese wunderschöne Dame mich aufgenommen, mir sanfte Worte ins Ohr geflüstert und mir erlaubt hatte, das erste Mal seit Ewigkeiten wieder in einem Haus zu schlafen, dachte ich über ihre Traurigkeit bei unserer letzten Begegnung nach. Inzwischen habe ich herausgefunden, dass sie Izabela, kurz Bel, heißt. Sie und Landowskis Atelierassistent Monsieur Brouilly (der mir angeboten hat, ihn »Laurent« zu nennen, obwohl ich ihn, stumm wie ich momentan bin, gar nicht ansprechen würde) sind in heißer Liebe zueinander entbrannt. In jener Nacht, in der sie so traurig aussah, war sie gekommen, um sich zu verabschieden. Nicht nur von mir, sondern auch von ihm.

Trotz meiner Jugend wusste ich bereits einiges über die Liebe. Nachdem Papa weggegangen war, hatte ich mich durch all seine Bücher gearbeitet und erstaunliche Dinge über Erwachsene erfahren. Anfangs hatte ich den in Geschichten geschilderten physischen Akt als Komödie aufgefasst, doch als selbst ernsthafte Autoren ihn auf ähnliche Weise beschrieben, war mir klar geworden, dass er tatsächlich so ablaufen musste. *So etwas* würde ich in meinem Tagebuch keinesfalls notieren!

Ein leises Kichern entrang sich meiner Kehle. Ich schlug die Hände vor den Mund. Es fühlte sich seltsam an, denn Kichern war ein Ausdruck von Fröhlichkeit. Die natürliche körperliche Reaktion darauf.

»Du liebe Güte!«, flüsterte ich. Wie seltsam, meine eigene Stimme zu vernehmen, die mir tiefer erschien als früher. Hier oben im Dachboden würde mich niemand hören. Die beiden Hausmädchen schrubbten, polierten und arbeiteten sich unten durch den niemals kleiner werdenden Berg Wäsche, von der stets welche an den Leinen hinter dem Haus hing. Trotzdem durfte ich mir diese Fröhlichkeit und dieses Glücklichein nicht angewöhnen, denn wenn ich in der Lage war zu kichern, bedeutete das, dass ich eine Stimme besaß und sprechen konnte. Ich versuchte, an traurige Dinge zu denken. Das fühlte sich merkwürdig an, weil es mir letztlich nur gelungen war, mich nach Frankreich durchzuschlagen, indem ich mir Schönes vorstellte. Meine Gedanken wanderten zu den Hausmädchen. Abends konnte ich sie in dem Raum neben dem meinen klagen hören. Sie beschwerten sich über ihren kargen Lohn, die langen Arbeitsstunden, die klumpigen Matratzen und ihre im Winter bitterkalte Dachkammer. Am liebsten hätte ich gegen die Wand geklopft und gerufen, sie könnten froh sein um diese Wand zwischen uns, froh darüber, dass die Familie nicht in einem einzigen Raum zusammenleben musste, dass sie überhaupt einen Lohn erhielten, wie karg er auch sein mochte. Und was die Kälte anbelangte ... Inzwischen kannte ich die klimatischen Bedingungen in Frankreich

und Paris. Und die paar Grad unter null, die ein Problem für sie darstellten, brachten mich fast wieder zum Kichern.

Ich beendete den ersten Abschnitt in meinem nagelneuen »offiziellen« Tagebuch und las ihn noch einmal durch. Dabei malte ich mir aus, Monsieur Landowski mit seinem komischen kleinen Kinn- und dem buschigen Oberlippenbart zu sein.

Ich lebe in Boulogne-Billancourt, wo mich die freundliche Landowski-Familie bei sich aufgenommen hat. Die Eltern heißen Monsieur und Madame Paul und Amélie Landowski, die Kinder Nadine (20), Jean-Max (17), Marcel (13) und Françoise (11). Sie sind alle sehr nett zu mir. Sie sagen, ich bin sehr krank gewesen und werde einige Zeit brauchen, um wieder zu Kräften zu kommen. Die Hausmädchen heißen Elsa und Antoinette, und es gibt eine Köchin namens Berthe. Sie bietet mir immer etwas von ihrem köstlichen Gebäck an, damit ich Fleisch auf die Knochen bekomme, wie sie meint. Als sie mir das erste Mal einen vollen Teller hinschob, habe ich noch den letzten Krümel aufgegessen und mich fünf Minuten später heftig übergeben müssen. Der Arzt, der daraufhin kam, erklärte Berthe, mein Magen ist wegen meiner Unternahrung geschrumpft, sie darf mir nicht so viel Süßes hinstellen, weil ich sonst sehr krank werden und möglicherweise sogar sterben könnte. Das hat Berthe ziemlich aus der Fassung gebracht. Nun aber, da ich wieder fast normal esse, hoffe ich, ihre Kochkünste würdigen zu können. Eine Angestellte, von der die Familie oft redet, kenne ich noch nicht. Sie heißt Madame Evelyn Gelsen und ist die Haushälterin. Momentan hat sie Urlaub und besucht ihren Sohn, der in Lyon lebt.

Ich fürchte, dieser freundlichen Familie durch das viele Essen, das ich mittlerweile zu mir nehme, hohe Kosten zu verursachen. Und dann musste meinetwegen auch noch der Arzt kommen. Wie teuer Ärzte sein können, weiß ich. Ich habe weder Geld noch Arbeit und sehe keine Möglich-

keit, mich den Landowskis gegenüber erkenntlich zu zeigen, was sie irgendwann erwarten werden und was nur recht und billig ist. Wie lange ich hier bleiben darf, weiß ich nicht, aber ich versuche, jeden Tag in ihrem wunderschönen Heim zu genießen. Ich danke dem Herrn für ihre Güte und schließe sie in mein Abendgebet ein.

Als ich zufrieden nickte, senkten sich meine Zähne unwillkürlich in das Ende des Stifts. Ich hatte den Tagebucheintrag einigermaßen einfach gehalten, damit er sich las, als stammte er von einem normalen zehnjährigen Jungen. Sie durften nicht erfahren, welche Bildung ich genossen hatte. Nachdem Papa weggegangen war, hatte ich mich bemüht, eigenständig weiterzulernen, wie er es von mir erwartete, doch ohne seine Anleitung war ich nicht so recht vorangekommen.

Ich nahm einen schönen weißen Bogen unberührtes Papier aus der Schublade in dem alten Sekretär – eine Schublade und einen Ort, an dem ich schreiben konnte, zu haben, war für mich ein unvorstellbarer Luxus – und verfasste einen Brief.

*Atelier Landowski
Rue Moisson Desroches
Boulogne-Billancourt*

7. August 1928

*Lieber Monsieur und liebe Madame Landowski,
ich möchte Ihnen beiden für Ihr Geschenk danken. Ein
schöneres Tagebuch habe ich nie besessen. Ich werde jeden
Tag hineinschreiben, wie Sie es wünschen.*

Vielen Dank dafür, dass ich bei Ihnen sein darf.

Gerade als ich ein höfliches »Ihr« und meinen Namen daruntersetzen wollte, hielt ich inne. Stattdessen faltete ich das

Blatt zweimal und schrieb ihre Namen darauf. Am nächsten Tag würde ich es auf das Silbertablett für die Post legen.

Noch mochte ich mein Ziel nicht erreicht haben, aber ich war gar nicht mehr so weit davon entfernt. Verglichen mit der Distanz, die ich bereits zurückgelegt hatte, handelte es sich sozusagen um einen Spaziergang die Rue Moisson entlang und wieder zurück. Nein, ich wollte noch nicht gehen. Wie der Arzt Berthe erläutert hatte, musste ich zu Kräften kommen, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Ich hätte dem Arzt sagen können, dass nicht die physischen Entbehrungen das Schlimmste gewesen waren, sondern die Ängste, die mich nach wie vor quälten. Die Hausmädchen hatten mir, vermutlich weil es sie langweilte, sich über die anderen im Haus zu beklagen, erzählt, dass ich nachts laut stöhne und sie aufwecke. Während meiner langen Reise hatte ich mich an meine Albträume gewöhnt und war erschöpft sofort wieder eingeschlafen, aber das Leben hier, wo ich ausgeruht in meinem eigenen warmen Bett lag, verweichlichte mich. Nun konnte ich danach oft keinen Schlaf mehr finden. Ich wusste nicht einmal so genau, ob »Albträume« die richtige Bezeichnung dafür war. Häufig zwang mein Geist mich unerbittlich, Dinge in der Fantasie noch einmal zu durchleben, die mir tatsächlich widerfahren waren.

Ich stand auf, ging mit dem Tagebuch in der Hand zum Bett und schlüpfte unter die Decke, die ich bei der momentanen Temperatur eigentlich nicht gebraucht hätte. Dort schob ich das Tagebuch in meine Pyjamahose, sodass es eng an der Innenseite meines Oberschenkels anlag. Dann nahm ich den Lederbeutel, der um meinen Hals hing, und platzierte ihn am anderen Oberschenkel. Wenn ich auf meiner langen Reise irgendetwas gelernt hatte, dann das, wo man wertvolle Dinge am sichersten versteckte.

Ich sank auf die Matratze – über die sich Elsa und Antoinette beklagten, obwohl mir darauf war, als würde ich auf einer Wolke aus Engelsflügeln schlummern –, schloss die Augen, sprach ein

kurzes Gebet für Papa und meine Mama, wo auch immer sie im Himmel sein mochte, und versuchte einzuschlafen.

Doch ein Gedanke ließ mir keine Ruhe. So ungern ich mir das eingestand: Es gab einen tieferen Grund für meinen Dankesbrief an die Landowskis. Obwohl ich wusste, dass ich meine Reise irgendwann fortsetzen musste, war ich noch nicht bereit, auf dieses wunderbarste aller Gefühle zu verzichten, auf das der Sicherheit.

II

»Wie findest du ihn, junger Mann?«, fragte Monsieur Landowski mich, als ich in die Augen unseres Herrn und Schöpfers blickte, von denen eines fast so groß war wie ich. Monsieur Landowski hatte gerade den Kopf der Statue fertig, die sie in Brasilien als *Cristo Redentor* bezeichneten und die ich Christus nannte. Von Laurent Brouilly wusste ich, dass sie oben auf einem Berg in einer Stadt namens Rio de Janeiro aufgestellt werden würde. Wenn alle Teile zusammengebaut wären, würde sie dreißig Meter hoch sein. Da ich die Miniaturversion der Skulptur kannte, konnte ich mir ausmalen, wie sie mit weit ausgebreiteten Armen über Rio stünde. Geschickt gemacht, dachte ich, denn aus der Ferne konnte man sie für ein Kreuz halten. Wie sie die Statue den Berg hinaufbekommen und zusammensetzen wollten, war in den vergangenen Wochen ausführlich und voller Sorge diskutiert worden. Monsieur Landowski schien sich über viele Köpfe Gedanken machen zu müssen, denn er arbeitete gleichzeitig an der Skulptur eines Chinesen namens Sun Yat-sen und kam mit deren Augen nicht so recht voran. Der Bildhauer war wohl ein rechter Perfektionist.

An den langen heißen Sommertagen zog es mich in Monsieur Landowskis Atelier. Ich schlich hinein und versteckte mich hinter den zahlreichen großen Felsblöcken, die auf dem Boden darauf warteten, Gestalt anzunehmen. In der Werkstatt wimmelte es gewöhnlich von Lehrlingen und Assistenten, die sich wie Laurent dort aufhielten, um vom großen Meister zu lernen. Die meisten schenkten mir keine Beachtung, nur Mademoiselle Margarida begrüßte mich morgens stets mit einem Lächeln. Sie

war eng mit Bel befreundet, weshalb ich wusste, dass man ihr vertrauen konnte.

Eines Tages entdeckte Monsieur Landowski mich in seinem Atelier und rügte mich wie ein Vater, weil ich ihn nicht um Erlaubnis gebeten hatte. Ich schüttelte den Kopf und wich, abwehrend die Arme von mir gestreckt, rückwärts zur Tür zurück. Da winkte mich der freundliche Monsieur zu sich.

»Brouilly sagt, du siehst uns gern bei der Arbeit zu. Stimmt das?«

Ich nickte.

»Dann musst du dich nicht verstecken. Solange du versprichst, nichts anzufassen, bist du hier willkommen, Junge. Wenn nur meine eigenen Kinder so viel Interesse an meinem Beruf zeigen würden wie du.«

Seitdem durfte ich mit einem von ihm nicht benötigten Specksteinstück und einem eigenen Handwerksset am Arbeitstisch sitzen.

»Schau zu und lerne, Junge«, riet Landowski mir.

Ich befolgte seinen Rat. Nicht, dass das meine Bemühungen erfolgreicher gemacht hätte. Mit Hammer und Meißel klopfte ich auf meinen Stein ein. Doch egal, wie sehr ich mich anstrengte, ihm auch nur die schlichteste Form abzuringen – am Ende lag bloß ein Haufen zerkrümelter Steinchen vor mir.

»Also, mein Junge, wie findest du ihn?« Monsieur Landowski deutete auf den Kopf des *Cristo*. Ich nickte. Dieser freundliche Mann, der mich bei sich aufgenommen hatte, versuchte nach wie vor, mir eine gesprochene Antwort zu entlocken. Aber das Risiko konnte ich trotz meines schlechten Gewissens nicht eingehen.

Madame Landowski, die mittlerweile wusste, dass ich schreiben konnte und verstand, was man mir sagte, hatte mir einen Stapel Zettel gegeben.

»Wenn ich dich etwas frage, schreibst du die Antwort auf, ja?«

Von da an war es leicht gewesen, mich mit ihr zu verständigen.

Um nun Monsieur Landowskis Frage zu beantworten, holte

ich meinen Stift aus der Hosentasche, notierte in riesigen Buchstaben ein Wort auf ein Blatt Papier und reichte es ihm.

Als er es las, lachte er.

»*Magnifique*«, soso. Vielen Dank, junger Herr. Wollen wir hoffen, dass der *Cristo* genauso begeistert aufgenommen wird, wenn er erst einmal stolz oben auf dem Corcovado steht. Immer vorausgesetzt, wir schaffen es überhaupt, ihn ans andere Ende der Welt zu verfrachten ...«

»Geben Sie die Hoffnung nicht auf«, meinte Laurent, der hinter mir stand. »Bel sagt, die Zahnradbahn könne bald in Betrieb genommen werden.«

»Ach, sagt sie das?« Monsieur Landowski hob eine seiner buschigen grauen Augenbrauen. »Da scheinen Sie mehr zu wissen als ich. Heitor da Silva Costa verspricht mir ständig, dass wir uns darüber unterhalten, wie meine Skulptur nach Brasilien gebracht und aufgestellt werden soll, aber das Gespräch findet nie statt. Ist es schon Mittag? Ich glaube, ich könnte zur Beruhigung meiner Nerven ein Glas Wein gebrauchen. Allmählich bekomme ich das Gefühl, dass dieses *Cristo*-Projekt meinen Ruf ruinieren wird. Wie dumm von mir, mich auf einen solchen Wahnsinn einzulassen!«

»Ich hole das Essen«, verkündete Laurent und ging in die winzige Küche, an die ich mich bis in alle Ewigkeit in jeder Einzelheit erinnern werde, weil sie meine erste sichere Zuflucht war, seit ich meine Heimat so viele Monate zuvor verlassen hatte. Ich beobachtete, wie Laurent eine Flasche Wein öffnete. Wie so oft, wenn ich früh aufwachte, hatte ich mich in der Morgendämmerung ins Atelier geschlichen, um den schönen Dingen darin nahe zu sein. Dort saß ich dann und stellte mir vor, wie Papa wohl darüber gelacht hätte, dass ich ausgerechnet hier gelandet war und nicht etwa in der nur wenige Kilometer entfernten Renault-Fabrik. Hier, an einem Ort, den er vermutlich als Tempel der Kunst bezeichnet hätte.

Als ich am Morgen inmitten der Felsblöcke gesessen und in

das sanfte Gesicht des *Cristo* geblickt hatte, war ein Geräusch aus dem Raum hinter dem Vorhang hervorgezungen, in dem wir aßen. Ich war auf Zehenspitzen hingeschlichen und hatte hineingeschaut. Unter dem Tisch hatte ein Paar Füße hervorgeglugt. Das Geräusch hatte sich als das leise Schnarchen von Laurent entpuppt. Seit Bels Abreise nach Brasilien erschien er morgens oft verkatert. Seine Augen waren rot und verquollen, und seine Haut wirkte blass und grau, als müsste er sich gleich übergeben. (Mit Männern und Frauen in diesem Zustand hatte ich Erfahrung.)

Wie er sich nun ein Glas bis zum Rand vollschenkte, begann ich mir Sorgen um seine Leber zu machen. Und um sein Herz. Natürlich konnte dieses Organ nicht im physischen Sinne brechen, aber irgendetwas war in diesem Mann durch die Liebe kaputtgegangen. Vielleicht würde ich eines Tages begreifen, warum man den Schmerz mit Alkohol ertränken wollte.

»*Santé!*« Die beiden Männer prosteten einander zu. Ich machte mich unterdessen in der Küche nützlich und holte Brot, Käse und die dicken roten Tomaten, die im Garten der Frau am anderen Ende der Straße wuchsen.

Das wusste ich, weil ich gesehen hatte, wie die Haushälterin Evelyn die Küche mit einer Kiste voller Gemüse betrat. Da sie nicht gerade schlank und auch nicht mehr ganz jung war, hatte ich ihr die Kiste abgenommen und sie abgestellt.

»Gott, ist das heiß heute«, hatte sie gestöhnt und sich auf einen der Holzstühle plumpsen lassen. Ich hatte ihr ein Glas Wasser gebracht, bevor sie darum bitten konnte, und Papier und Bleistift aus der Tasche geholt, um eine Frage für sie aufzuschreiben.

»Warum ich nicht die Hausmädchen schicke?«, hatte sie laut vorgelesen. »Weil keine der beiden einen fauligen Pflirsich von einem guten unterscheiden kann, Kleiner. Sie sind Stadtmädchen und haben keine Ahnung von frischem Obst und Gemüse.«

Ich hatte einen weiteren Satz notiert:

Das nächste Mal begleite ich Sie und trage die Kiste.

»Das ist sehr nett von dir, junger Mann. Wenn das Wetter so bleibt, komme ich vielleicht auf dein Angebot zurück.«

Das Wetter blieb, wie es war, und so begleitete ich sie und half ihr. Unterwegs erzählte sie mir stolz von ihrem Sohn, der an der Universität studierte und Ingenieur werden wollte.

»Aus dem wird etwas, denk an meine Worte«, meinte sie, während sie das Gemüse am Stand inspizierte und ich die Kiste für das bereithielt, das ihren strengen Maßstäben gerecht wurde. Von sämtlichen Personen im Haushalt der Landowskis war Evelyn mir die liebste, obwohl ich anfangs vor ihrer Heimkehr Angst gehabt hatte, denn durch die Wand hatte ich die Hausmädchen über »den Drachen« spotten hören. Ich war ihr als »der namenlose Junge, der nicht sprechen kann« vorgestellt worden. (Von Marcel, dem dreizehnjährigen Sohn der Landowkis; dass er mich voller Argwohn betrachtete, konnte ich verstehen – mein plötzliches Auftauchen hätte in jeder Familie für Aufruhr gesorgt.) Evelyn hingegen hatte lediglich meine ausgestreckte Hand geschütelt und mich mit einem freundlichen Lächeln begrüßt.

»Je mehr Leute, desto lustiger, sage ich immer. Was für einen Sinn hat ein so großes Haus, wenn Zimmer leer stehen?« Sie hatte mir zugezwinkert und später, als sie meine begehrrlichen Blicke auf die Reste der Tarte Tatin vom Mittagessen bemerkte, ein Stück heruntergeschnitten.

Es war schon merkwürdig, wie eine Frau mittleren Alters und ich eine Art geheimen und (jedenfalls von meiner Seite) unausgesprochenen Bund eingehen konnten. Ich hatte in ihren Augen das Leid gesehen. Vielleicht erkannte sie in den meinen etwas Ähnliches.

Ich wusste, dass ich Klagen über mich am ehesten vermied, indem ich mich entweder unsichtbar machte (bei den Landowski-Kindern und in gewissem Maße auch bei Monsieur und Madame Landowski) oder jenen, die Hilfe benötigten, also hauptsächlich den Bediensteten, unter die Arme griff. Evelyn, Berthe, Elsa und Antoinette hatten in mir einen stets willigen kleinen Helfer. Zu

Hause hatte oft ich den geringen Wohnraum, der uns zur Verfügung stand, aufgeräumt. Schon als kleiner Junge war mir wichtig gewesen, dass sich alles an seinem Platz befand. Papa war aufgefallen, wie sehr ich feste Strukturen liebte, und er hatte geschertzt, ich würde einmal eine hervorragende Hausfrau abgeben. In meinem alten Zuhause war es praktisch unmöglich gewesen, dauerhaft Ordnung zu halten, weil sich alles in dem einen Raum abspielte. Bei den Landowskis hingegen faszinierte mich die Aufgeräumtheit. Fast am liebsten half ich Elsa und Antoinette beim Abnehmen der in der Sonne getrockneten Wäsche. Die Hausmädchen amüsierten sich darüber, wie sehr ich darauf achtete, dass die Laken exakt auf Kante zusammengelegt wurden, und ich konnte nicht anders, als meine Nase in jedes einzelne Wäschestück zu stecken und seinen sauberen Geruch einzuatmen. Einen schöneren Duft gab es nicht für mich.

Nun schnitt ich die Tomaten genauso sorgfältig in Scheiben, wie ich die Wäsche faltete, und gesellte mich zu Monsieur Landowski und Laurent an den Tisch. Dort sah ich zu, wie sie Stücke von dem frischen Baguette abbrechen und etwas von dem Käse abschnitten. Erst als Monsieur Landowski mir signalisierte, dass ich es ihnen gleich tun solle, beteiligte ich mich an dem Festmahl. Papa hatte gern erzählt, wie köstlich französisches Essen schmecke, und es stimmte. Nachdem mir anfangs so übel geworden war, weil ich alles wie ein kleiner Wilder – so hatte Berthe mich einmal in Hörweite genannt – in mich hineinschlang, als wäre es meine letzte Mahlzeit überhaupt, speiste ich nun gesittet und meiner Kinderstube angemessen.

Die Gespräche drehten sich nach wie vor um den *Cristo* und die Augen von Sun Yat-sen. Monsieur Landowski war ein weltweit angesehener Künstler – im Sommer hatte er die Goldmedaille im Kunstwettbewerb der Olympischen Spiele gewonnen. Soweit ich das beurteilen konnte, hatte der Ruhm ihn nicht verändert. Das bewunderte ich am meisten an ihm. Er arbeitete, wann immer er konnte, und ließ oft das Abendessen ausfallen,

weswegen Madame Landowski bisweilen klagte, seine Kinder und sie wollten ihn auch einmal zu Gesicht bekommen. Seine Detailversessenheit und sein Perfektionismus beeindruckten mich. Er hätte seine Werke ja einfach von Laurent vollenden lassen können. Ich beschloss, ihn mir, egal, was ich selbst einmal machen würde, zum Vorbild zu nehmen und stets mein Bestes zu geben.

»Und was ist mit dir, Junge? Hallo, Junge!«

Wieder einmal tauchte ich aus meinen Gedanken auf. Ich war es so gewohnt, mich derart zurückzuziehen, dass es mich jedes Mal erstaunte, wenn Menschen mir Interesse entgegenbrachten.

»Du hast nicht zugehört, stimmt's?«

Ich entschuldigte mich mit einem Blick und schüttelte den Kopf.

»Ob Sun Yat-sens Augen deiner Ansicht nach gelungen sind, habe ich dich gefragt. Das Foto von ihm habe ich dir gezeigt, erinnerst du dich?«

Ich nahm meinen Stift und überlegte mir die Antwort sorgfältig. Man hatte mir beigebracht, immer die Wahrheit zu sagen, aber nun musste ich diplomatisch sein. Also notierte ich die Worte, die ich in dieser Situation für angemessen hielt, und gab ihm den Zettel.

Fast, Monsieur.

Landowski trank einen Schluck Wein und lachte schallend.

»Wie wahr, mein Junge, wie wahr. Also werde ich mich heute Nachmittag wieder ans Werk machen.«

Als die beiden Männer satt waren, räumte ich ab und brühte den Kaffee so auf, wie Monsieur Landowski ihn gern mochte. Nebenbei stopfte ich die Brot- und Käsereste in meine Hosentaschen. Man konnte ja nie wissen, wann das Essen knapp werden würde. Sobald ich den beiden den Kaffee gebracht hatte, verabschiedete ich mich mit einem Nicken und kehrte in meine Dachkammer zurück. Dort verstaute ich Brot und Käse in der Schreibtischschublade. Ziemlich oft landete das, was ich dort verbarg,

am folgenden Morgen in der Mülltonne ... Aber wie gesagt: Man konnte ja nie wissen.

Nachdem ich mir die Hände gewaschen und mich gekämmt hatte, ging ich nach unten, um das Silber zu putzen. Das konnte ich meiner Sorgfalt wegen sogar Evelyns kritischer Meinung nach gut. Ich genoss ihr Lob, weil ich so lange keines mehr erhalten hatte. Die Freude währte allerdings nicht lange, denn an der Tür drehte sie sich zu Elsa und Antoinette um, die gerade Messer und Gabeln in die mit Samt ausgeschlagenen Schubladen legten.

»Ihr könntet euch beide eine Scheibe vom Geschick dieses jungen Mannes abschneiden«, bemerkte sie und verließ den Raum. Elsa und Antoinette sahen mich wütend an. Doch weil sie faul waren und nicht viel Geduld besaßen, überließen sie es gern mir, das Silber zu polieren. Ich liebte es, in der Stille des großen Esszimmers an dem glänzenden Mahagonitisch zu arbeiten und meine Gedanken schweifen zu lassen.

Fast jeden Tag, seit mein Körper und meine Sinne sich zu erholen begonnen hatten, zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie ich Geld verdienen könnte. Ich wusste, dass ich von den freundlichen Landowskis abhängig war. Schon am Abend konnten sie sagen, meine Zeit bei ihnen sei zu Ende. Dann wäre ich wieder draußen auf der Straße, verletztlich und allein. Instinktiv wanderten meine Finger zu dem Lederbeutel, den ich unterm Hemd trug. Die vertraute Form zu spüren tröstete mich, obwohl mir das, was sich darin befand, nicht gehörte und ich es nicht verkaufen konnte. Dass es die Reise überstanden hatte, grenzte an ein Wunder, doch dass es sich in meinem Besitz befand, war Segen und Fluch zugleich. Seinetwegen lebte ich nun in Paris, unter dem Dach von Fremden.

Beim Polieren der silbernen Teekanne kam ich zu dem Schluss, dass es im Haus nur eine Person gab, der ich genug vertraute, um sie um Rat zu fragen. Evelyn wohnte in dem, wie die Familie es nannte, »Häuschen«, einem Anbau des Haupthauses. Immerhin, meinte Evelyn, hatte es ein eigenes Bad und – wichtiger – eine

eigene Eingangstür. Nach dem Abendessen würde ich all meinen Mut zusammennehmen und an dieser Tür klopfen.

Durch das Fenster des Esszimmers beobachtete ich, wie Evelyn zu ihrem Häuschen ging. Sie entfernte sich stets, sobald der Hauptgang serviert war, und überließ es den beiden Hausmädchen, das Dessert aufzutragen und den Abwasch zu erledigen. Während des Abendessens lauschte ich den Gesprächen der Familie. Nadine, die älteste Tochter, die noch unverheiratet war, verließ das Haus oft mit Staffelei, Pinseln und Palette. Ich kannte keines ihrer Werke, wusste aber, dass sie auch Kulissen fürs Theater entwarf. Weil ich noch nie ein Stück auf der Bühne gesehen hatte, konnte ich sie nicht nach ihrer Arbeit fragen. Und da sie ganz auf ihr eigenes Leben konzentriert zu sein schien, nahm sie kaum Notiz von mir. Gelegentlich schenkte sie mir ein Lächeln, wenn wir uns frühmorgens begegneten. Dann war da noch Marcel, der sich eines Tages vor mir aufgebaut, die Hände in die Hüften gestemmt und mir mitgeteilt hatte, dass er mich nicht möge. Wie dumm von ihm! Er kannte mich ja nicht. Ich hatte gehört, wie er mich seiner jüngeren Schwester Françoise gegenüber als »Speichellecker« bezeichnete, weil ich vor dem Abendessen in der Küche half. Irgendwie konnte ich ihn verstehen. Jeden anderen hätte es auch argwöhnisch gemacht, dass seine Eltern einen Straßenjungen, der in ihrem Garten aufgefunden worden war und nicht sprechen wollte, einfach so bei sich aufnahmen.

Aber als ich zum ersten Mal die Musik vernahm, die aus einem der unteren Räume in die Küche drang, verzieh ich ihm alles. Ich hielt in dem inne, was ich gerade tat, und lauschte wie gebannt. Papa hatte mir auf seiner Geige die Stücke vorgespielt, die er beherrschte. Doch welche Klänge ein begabter Mensch einem Klavier entlocken konnte, hatte ich noch nie erlebt. Es war herrlich. Seitdem musste ich ständig an Marcells Finger denken. Wenn ich

ihn heimlich beobachtete, staunte ich, wie schnell und fehlerlos sie über die Tasten huschten, und musste mich zwingen, den Blick abzuwenden. Eines Tages würde ich den Mut aufbringen, Marcel zu fragen, ob ich ihm beim Spielen zuschauen dürfe. Egal, wie er mich behandelte: In meinen Augen war er ein Magier.

Sein älterer, fast schon erwachsener Bruder Jean-Max verhielt sich mir gegenüber gleichgültig. Ich wusste nur wenig über das, was er machte, wenn er das Haus verließ. Einmal brachte er mir Boule bei, den Nationalsport der Franzosen. Es dauerte nicht lange, bis ich dieses Spiel, bei dem es darum geht, größere Kugeln durch einen Wurf so nahe wie möglich an einer kleineren zu platzieren, ziemlich gut beherrschte.

Françoise, die jüngste Tochter der Landowskis, war nicht viel älter als ich. Bei meiner Ankunft hatte sie sich mir gegenüber freundlich, wenn auch ein wenig scheu gezeigt. Als sie mir im Garten wortlos eine Art Bonbon an einem Stöckchen schenkte, hatte ich mich sehr gefreut. Wir hatten nebeneinandergesessen, an unseren Süßigkeiten geschleckt und den Bienen beim Nektarsammeln zugeschaut. Sie leistete Marcel beim Klavierüben Gesellschaft und malte wie Nadine gern. Oft sah ich sie mit Blick aufs Haus an einer Staffelei sitzen. Ich hatte keine Ahnung, ob sie gut malte oder nicht, weil ich keines ihrer Werke kannte, nahm aber an, dass eine hübsche pastorale Landschaft mit Feld und Fluss, die im unteren Flur hing, von ihr stammte. Dicke Freunde wurden wir nie, denn höchstwahrscheinlich ist es sterbenslangweilig, Zeit mit jemandem zu verbringen, mit dem man sich nicht unterhalten kann. Doch sie lächelte mich oft freundlich an. Hin und wieder – normalerweise sonntags, wenn Monsieur Landowski frei hatte – spielten alle Boule oder picknickten gemeinsam. Obwohl sie mich jedes Mal einluden mitzugehen, schlug ich das Angebot aus Achtung vor ihrer Zeit als Familie aus, und weil ich auf die harte Weise erfahren hatte, welchen Schaden Ressentiments anrichten können.

Nach dem Abendessen half ich Elsa und Antoinette beim

Abspülen. Sobald sie nach oben gegangen waren, schlüpfte ich zur Küchentür hinaus und eilte zur hinteren Seite des Hauses, damit niemand mich bemerkte.

Vor Evelyns Tür schlug mein Herz wie wild. Machte ich einen Fehler? Sollte ich umkehren und die ganze Sache vergessen?

»Nein«, flüsterte ich. Irgendwann musste ich jemandem vertrauen. Mein Instinkt, der mich so lange am Leben gehalten hatte, sagte mir, dass ich das Richtige tat.

Zitternd streckte ich die Hand aus, um leise an der Tür zu klopfen. Keine Reaktion, natürlich nicht, denn nur jemand, der direkt auf der anderen Seite stand, hätte mich hören können. Also klopfte ich lauter. Wenige Sekunden später wurde der Vorhang am Fenster zurückgezogen, und gleich darauf öffnete sich die Tür.

»Ja, wen haben wir denn da?«, fragte Evelyn lächelnd. »Komm herein. Passiert nicht oft, dass jemand bei mir klopft«, meinte sie schmunzelnd.

Ich betrat den gemütlichsten Raum, den ich bis dahin gesehen hatte. Obwohl ich wusste, dass das Häuschen einmal eine Garage für Monsieur Landowskis Wagen gewesen war und auf Betonboden stand, erblickte ich darin nur Schönes. Zwei Polstersessel mit bunt bestickten Steppdecken waren auf die Mitte des Raums ausgerichtet. An den Wänden hingen Familienporträts und Stillleben, und auf dem ordentlich aufgeräumten Mahagonitisch am Fenster befand sich ein Blumenstrauß. Ich entdeckte eine kleine Tür, die vermutlich zum Schlafzimmer und zum Bad führte, und auf einem Regal über einer Anrichte voller Porzellantassen und Gläser stapelten sich Bücher.

»Setz dich.« Evelyn deutete auf einen der Sessel und entfernte eine Petit-Point-Handarbeit von dem ihren. »Möchtest du Limonade? Sie ist selbst gemacht, nach meinem eigenen Rezept.«

Ich nickte begeistert. Bevor ich nach Frankreich gekommen war, hatte ich noch nie Limonade getrunken, und jetzt konnte ich gar nicht genug davon bekommen.

Evelyn ging zur Kommode, nahm zwei Gläser, füllte sie mit milchig-gelber Flüssigkeit aus einem Krug voll Eis und sank in ihren Sessel, in den sie aufgrund ihrer Leibesfülle kaum passte. »*Santé!*« Sie hob ihr Glas.

Ich hob das meine ebenfalls.

»Also«, meinte Evelyn, »was kann ich für dich tun?«

Da ich bereits notiert hatte, was ich sie fragen wollte, musste ich nur noch den Zettel aus der Tasche holen und ihr geben.

Sie las, was darauf stand, und blickte mich an.

»Du möchtest wissen, wie du Geld verdienen kannst? Deswegen bist du hier?«

Ich nickte.

»Junger Mann, ich bin mir nicht sicher, ob ich dir da helfen kann. Darüber muss ich nachdenken. Warum hast du denn das Gefühl, etwas verdienen zu müssen?«

Ich bedeutete ihr mit einer Geste, dass sie den Zettel umdrehen solle.

»Falls die freundlichen Landowskis irgendwann beschließen, keinen Platz mehr für mich zu haben«, las sie laut vor. »Angesichts seines Erfolges und seiner zahlreichen Aufträge würde ich sehr bezweifeln, dass sie in nächster Zeit in ein kleineres Haus umziehen müssen. Folglich wird hier immer Platz für dich sein. Aber ich kann nachvollziehen, was du meinst. Du fürchtest, dass sie dich eines Tages einfach vor die Tür setzen, stimmt's?«

Ich nickte heftig.

»Und dann wärst du einer von vielen jungen hungernden Waisen auf den Straßen von Paris. Was mich zu einer wichtigen Frage führt: Bist du überhaupt Waise? Ja oder nein reicht.«

Ich schüttelte genauso heftig den Kopf, wie ich zuvor genickt hatte.

»Wo sind deine Eltern?«

Sie gab mir den Zettel zurück, und ich schrieb die Antwort darauf.

Ich weiß es nicht.

»Verstehe. Ich dachte, du hättest sie vielleicht im Krieg verloren, aber der war 1918 zu Ende, und dafür bist du zu jung.«

Ich zuckte, bemüht um einen neutralen Gesichtsausdruck, mit den Achseln. Bei freundlichen Menschen wird man leicht unvorsichtig, und das durfte ich keinesfalls.

Sie musterte mich stumm. »Du kannst reden, junger Mann, das weiß ich. Die brasilianische Dame, die hier bei uns war, hat uns verraten, dass du dich an dem Abend, an dem sie dich fand, in fließendem Französisch bei ihr bedankt hast. Die Frage ist nur: Warum tust du es nicht? Vorausgesetzt, dir hat es nicht in der Zwischenzeit die Sprache verschlagen, was ich sehr bezweifle, fällt mir als Antwort nur ein, dass du Angst hast, jemandem zu vertrauen. Habe ich recht?«

Ich war hin und her gerissen ... Am liebsten hätte ich Ja gesagt, mich in ihre tröstenden Arme geworfen und ihr alles erzählt, aber das konnte ich nicht. Ich signalisierte ihr, dass ich den Zettel benötige, schrieb etwas darauf und gab ihn ihr zurück.

Ich hatte Fieber und erinnere mich nicht, mit Bel gesprochen zu haben.

Nachdem Evelyn meine Worte gelesen hatte, lächelte sie. »Verstehe, junger Mann. Du lügst, das ist mir klar. Was du erlebt hast, hindert dich daran, jemandem zu vertrauen. Vielleicht werde ich dir eines Tages, wenn wir beide uns ein wenig besser kennen, etwas über mein Leben erzählen. Im Krieg war ich als Krankenschwester an der Front. Das Leid, das ich dort gesehen habe, werde ich nie vergessen. Vorübergehend hat es mir sogar das Vertrauen in die Menschen geraubt – und den Glauben an Gott. Glaubst du an Gott?«

Ich nickte unsicher.

»Vermutlich befindest du dich an demselben Punkt wie ich damals. Ich habe ziemlich lange gebraucht, bis ich wieder an irgendetwas glauben konnte. Weißt du, was mir Glauben und Vertrauen zurückgegeben hat? Die Liebe zu meinem kleinen Jungen. Die hat alles ins Lot gerückt. Natürlich kommt die Liebe

von Gott oder wie man das nennen mag, was uns Menschen auf unsichtbare Weise mit ihm verbindet. Selbst wenn wir manchmal das Gefühl haben, von ihm verlassen worden zu sein, ist das nicht der Fall. Aber egal. Leider habe ich keine Antwort auf deine Frage. Auf den Straßen von Paris gibt es viele Jungen wie dich, die irgendwie überleben, wie, darüber möchte ich lieber nicht so genau nachdenken ... Ich wünschte, du würdest mir wenigstens so weit vertrauen, mir deinen Namen zu verraten. Ich schwöre dir: Monsieur und Madame Landowski sind gute, freundliche Menschen. Sie würden dich niemals einfach so hinauswerfen.«

Wieder machte ich ihr ein Zeichen, dass sie mir den Zettel reichen solle, und sobald ich etwas darauf geschrieben hatte, gab ich ihn ihr zurück.

Was werden sie dann mit mir machen?

»Wenn du sprechen könntest, würden sie dich für immer bei sich wohnen lassen und dich in die Schule schicken wie ihre anderen Kinder. Doch so, wie die Sache steht, ist das wohl nicht möglich, oder? Kaum eine Schule würde einen stummen Jungen nehmen, egal, welche Vorkenntnisse er hat. Ich vermute, du besitzt Bildung und würdest gern weiter unterrichtet werden. Stimmt's?«

Ich zuckte mit den Achseln, wie alle im Haus es so oft taten.

»Bitte keine Lügen, junger Mann«, herrschte Evelyn mich an. »Du hast deine Gründe zu schweigen, aber wenigstens könntest du ehrlich sein. Möchtest du weiter an deiner Bildung arbeiten oder nicht?«

Nach kurzem Zögern nickte ich.

Evelyn schlug sich auf den Oberschenkel. »Na also. Du musst dich entscheiden, ob du bereit bist zu sprechen, denn dann wäre deine Zukunft im Hause Landowski bedeutend sicherer. Du wärst ein normales Kind, könntest eine normale Schule besuchen, und sie würden dich in ihrer Familie lassen, das weiß ich.« Evelyn gähnte. »Ich muss morgen früh raus, junger Mann, doch

ich habe diesen Abend und deine Gesellschaft sehr genossen. Du kannst jederzeit wieder bei mir klopfen, wenn dir danach ist.«

Ich stand auf, bedankte mich mit einem Kopfnicken und ging zur Tür. Evelyn erhob sich, um mir zu folgen. Gerade als ich den Knauf drehen wollte, spürte ich, wie sie sacht die Hände auf meine Schultern legte, mich zu sich herumdrehte und an sich drückte.

»Ein bisschen Liebe ist das Einzige, was du brauchst, *chéri*. Ich wünsche dir eine gute Nacht.«

III

26. Oktober 1928

Heute wurde vor dem Abendessen der Kamin im Speisezimmer angezündet. Ich finde es aufregend, einen solchen Kamin zu sehen, begreife aber nicht, warum alle sich über die Kälte beklagen. Sämtliche Familienmitglieder erfreuen sich bester Gesundheit und sind sehr beschäftigt. Monsieur Landowski macht sich Sorgen über den Transport seines kostbaren Cristo nach Rio de Janeiro. Und Sun Yat-sen muss er auch noch fertigstellen. Ich versuche, mich so viel wie möglich im Haus nützlich zu machen, und hoffe, nicht als Last empfunden zu werden. Besonders freue ich mich über meine neuen Wintersachen, die früher Marcel gehörten. Der Stoff, aus dem Hemd, Hose und Pullover sind, fühlt sich wunderbar fein und weich an auf der Haut. Madame Landowski hat freundlicherweise beschlossen, mir Bildung angedeihen zu lassen, auch wenn ich momentan nicht die Schule besuchen kann, weil ich stumm bin. Sie hat Mathematikaufgaben und einen Rechtschreibtest für mich erstellt. Ich strenge mich an, die richtigen Lösungen zu finden. Und ich bin froh und dankbar, mit so großzügigen Menschen in diesem schönen Haus wohnen zu dürfen.

Ich legte den Stift weg und klappte das Tagebuch in der Hoffnung zu, dass neugierige Leser an nichts von dem, was darin steht, Anstoß nehmen würden. Dann holte ich den kleinen Stapel Papier unter der Schublade hervor, den ich auf die gleiche Größe

zugeschnitten hatte wie die Tagebuchseiten. Darauf notiere ich, was ich *wirklich* denke. Anfangs schrieb ich nur in das Tagebuch, um denen zu gefallen, die es mir geschenkt hatten, für den Fall, dass sie sich einmal erkundigten, ob ich es auch benutze. Aber irgendwann begann ich zu merken, wie belastend es für mich war, meine Gedanken und Gefühle nicht aussprechen zu dürfen. Sie nun schriftlich fixieren zu können empfand ich als erleichternd. Eines Tages, wenn ich nicht mehr bei den Landowskis wäre, würde ich diese Seiten an den passenden Stellen einschieben, sodass ein aufrichtigeres Bild von meinem Leben entstünde.

Ich glaube, es lag an Evelyn, dass es mir so schwerfiel, an den Abschied zu denken, denn ich hatte ihr Angebot, sie jederzeit besuchen zu dürfen, angenommen. Ihre mütterlichen Gefühle erschienen mir echt. Ich saß mit ihr in ihrem gemütlichen Zimmer und hörte zu, wie sie ihre leidvolle Geschichte erzählte. Ihr Mann und ihr älterer Sohn sind nicht aus dem Krieg zurückgekommen. Seit ich bei den Landowskis bin, habe ich viel über diesen Krieg erfahren, den ich, da ich 1918 zur Welt kam, nicht persönlich erlebt habe. Unzählige Männer starben auf dem Schlachtfeld, weil man sie zwang, aus dem Schützengraben zu springen, oder schrien vor Schmerz, wenn Granaten ihnen Arme oder Beine wegrißen. Evelyns Schilderungen jagten mir einen Schauer über den Rücken.

»Am meisten bringt mich aus der Fassung, dass mein Anton und mein Jacques ganz allein und ohne Trost sterben mussten.«

Als ich sah, wie Evelyns Augen feucht wurden, streckte ich die Hand nach ihr aus. Am liebsten hätte ich tröstende Worte gesprochen wie: »Mein Beileid. Das muss furchtbar für Sie sein. Auch ich habe alle Menschen verloren, die ich liebte ...«

Sie erklärte mir, das sei der Grund, warum sie so stolz auf den einen verbliebenen Sohn sei und ihn um jeden Preis schützen wolle. Falls man ihn ihr ebenfalls nähme, würde sie den Verstand verlieren. Fast hätte ich ihr gestanden, dass ich den meinen verloren hatte, er aber zu meiner Überraschung allmählich zurückkehrt.

Es wurde immer schwieriger, stumm zu bleiben, denn ich wusste: Sobald ich etwas sagte, würde ich zur Schule gehen können. Und ich wünschte mir nichts sehnlicher, als weiter lernen zu dürfen. Doch man würde mir Fragen über meine Herkunft stellen, die ich nicht beantworten konnte. Oder ich müsste lügen, und diese guten Menschen, die mir Kleidung und Essen und ein Dach über dem Kopf gaben, hatten bei Gott etwas Besseres verdient.

»Hereinspaziert!«, begrüßte mich Evelyn, als ich die Tür öffnete. Sie hatte ein schlimmes Bein, das vermutlich stärker schmerzte, als sie zugab. Ich schien nicht der Einzige zu sein, der sich seiner Stellung im Haushalt der Landowskis unsicher war.

»Mach schon mal den Kakao, junger Mann. Es ist alles vorbereitet«, sagte sie.

Ich atmete den wunderbaren Duft der Schokolade ein. Bestimmt hatte ich früher schon einmal davon gekostet, aber jetzt war ich regelrecht süchtig danach. Der Kakao mit Evelyn gehörte inzwischen zu meinen Lieblingszeiten des Tages.

Ich stellte eine der beiden Tassen auf das Tischchen neben Evelyn und die andere auf den Sims über dem Kamin, in dem ein Feuerchen prasselte. Als ich mich setzte, fächelte ich mir Luft zu, weil mir von der Wärme fast schwindelig war.

»Du kommst aus einem sehr kalten Land, stimmt's?«, meinte Evelyn, die mir in einem unachtsamen Moment Informationen entlocken wollte.

Ich nahm die Tasse mit dem Kakao in die Hand und nippte daran, um ihr zu beweisen, dass es mir trotz des warmen Wollpullovers nicht unangenehm war, etwas Heißes zu trinken.

»Eines Tages wirst du mir schon noch eine Antwort geben. Aber fürs Erste bist du mir ein Rätsel.«

Ich sah sie fragend an.

»Ich meine, niemand weiß, wer du wirklich bist«, erklärte sie.
»Was dich interessant macht. Nach einer Weile könnte es allerdings langweilig werden.«

Autsch! Das hatte gesessen.

»Verzeih. Ich sage das nur, weil ich mir deinetwegen Sorgen mache. Monsieur und Madame Landowski könnten irgendwann die Geduld verlieren. Ich habe sie neulich, als ich im Salon Staub wischte, reden hören. Sie spielen mit dem Gedanken, dich zu einem Psychiater zu schicken. Weißt du, was das ist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ein Psychiater stellt Fragen und bildet sich ein Urteil über deinen Geisteszustand und die Ursachen dafür. Wenn er dich für gestört hielt, müsstest du möglicherweise in eine Klinik.«

Meine Augen weiteten sich vor Entsetzen. Ich wusste, was sie meinte. Einer unserer Nachbarn zu Hause, den wir oft schreien und kreischen gehört und einmal sogar nackt die Hauptstraße unseres Ortes entlanglaufen gesehen hatten, war in ein sogenanntes »Sanatorium« gebracht worden. Solche Sanatorien scheinen grässliche Orte zu sein, voll mit Männern und Frauen, die schreien und kreischen oder einfach nur dasitzen und wie tot vor sich hin starren.

»Entschuldige, das hätte ich dir nicht sagen sollen«, meinte Evelyn. »Allen ist klar, dass du nicht verrückt bist. Eher verbirgst du deine Klugheit. Sie wollten dich zum Psychiater schicken, um herauszufinden, was du uns nicht mitteilen kannst, obwohl du dazu in der Lage wärst.«

Wie immer schüttelte ich heftig den Kopf. Meine Standard-erwiderung lautete: Ich hatte Fieber und kann mich nicht daran erinnern, mit Bel geredet zu haben. Was nicht einmal ganz gelogen war.

»Sie versuchen dir zu helfen, mein Junge. Bitte schau mich nicht so entgeistert an.« Evelyn griff nach einem braunen Päckchen, das neben ihrem Sessel lag. »Für dich, für den Winter.«

Ich hatte schon lange kein Geschenk mehr aufgemacht. Es

fühlte sich an wie Geburtstag. Am liebsten hätte ich das Öffnen genüsslich ausgekostet, aber Evelyn ermutigte mich, das Papier einfach aufzureißen. In dem Päckchen befanden sich ein bunt gestreifter Schal und eine Wollmütze.

»Probier die Sachen an, junger Mann. Schau, ob sie dir passen.«

Obwohl mir glühend heiß war, tat ich ihr den Gefallen. Der Schal passte natürlich, aber die Wollmütze war mir ein wenig zu groß, sodass sie mir über die Augen rutschte.

»Gib sie mir«, forderte Evelyn mich auf und krempelte kurz darauf den vorderen Rand der Mütze um. »So dürfte es hin-hauen. Was meinst du?«

Dass ich vor Hitze vergehe, wenn ich die Sachen nur eine Sekunde länger anbehalte ...

Ich nickte begeistert, stand auf, trat zu ihr und umarmte sie. Als ich mich von ihr löste, merkte ich, dass meine Augen trä-nennass waren.

»Du dummer Bengel, du weißt ja, wie gern ich stricke. Von der Sorte habe ich Hunderte für unsere Jungs an der Front gemacht.«

Ich kehrte zu meinem Sessel zurück. Das Wort »Danke« lag mir auf der Zunge, doch ich hielt es zurück. Als ich den Stuhl erreichte, nahm ich Mütze und Schal ab, legte sie sorgfältig zu-sammen und verstaute sie ehrfürchtig wieder in dem braunen Papier.

»Wird Zeit, dass wir zwei ins Bett kommen«, sagte Evelyn nach einem Blick zur Uhr auf dem Kaminsims. »Aber zuerst muss ich dir noch etwas Wunderbares erzählen.« Sie deutete auf einen Brief, der hinter der Uhr steckte. »Der ist von meinem Sohn Louis. Er will mich an meinem freien Tag besuchen. Wie findest du das?«

Ich nickte erfreut. Trotzdem merkte ich, dass ich ein wenig eifersüchtig auf diesen großartigen Louis war, den seine Mutter abgöttisch liebte. Vielleicht wäre ich sogar in der Lage, ihn zu hassen, dachte ich.

»Du sollst ihn kennenlernen. Er lädt mich zum Mittagessen im Ort ein. So gegen halb vier sind wir wieder da. Schau doch um vier hier vorbei, ja?«

Es war gar nicht leicht, nicht so mürrisch zu wirken, wie ich mich fühlte. Ich tippte auf das Päckchen, verabschiedete mich mit einem kurzen Winken und einem breiten Lächeln von ihr und verließ den Raum. Am Abend rollte ich mich beunruhigt in meinem Bett zusammen. In Gedanken war ich bei dem Konkurrenten um Evelyns Zuneigung und bei dem, was sie über den Psychiater gesagt hatte, zu dem die Landowskis mich vielleicht schicken würden.

In der Nacht schlief ich nicht gut.

Am Sonntagnachmittag wusch ich mir das Gesicht über der Wasserschale, die eines der Hausmädchen jeden Tag frisch füllte. Hier oben unter dem Dach hatten wir keine »Örtlichkeiten« (wieder etwas, worüber sich Elsa und Antoinette beklagten, da sie nachts nach unten gehen mussten, um ihr Geschäft zu erledigen). Ich bürstete mir die Haare und entschied mich gegen den Wollpullover, weil Evelyn für ihren Sohn bestimmt den Kamin angezündet hatte. Unten verließ ich das Haus durch die Küchentür. Auf halbem Weg zu Evelyn ließ mich ein Geräusch mitten in der Bewegung erstarren. Ich lauschte mit geschlossenen Augen, unwillkürlich trat ein Lächeln auf meine Lippen. Dieses Musikstück kannte ich. Es wurde nicht von einem Meister wie meinem Vater, aber immerhin von jemandem gespielt, der viele Jahre geübt hatte.

Sobald die Musik aufhörte, sammelte ich mich, ging zu Evelyns Tür und klopfte. Sie wurde von einem schmalen, großgewachsenen jungen Mann geöffnet, der, wie ich wusste, neunzehn war.

»Hallo«, begrüßte er mich lächelnd. »Du musst der Junge sein, der nun hier wohnt.«

Als er mich hineinließ, wanderte mein Blick auf der Suche nach dem Instrument, das er gerade gespielt hatte, umher. Die Geige ruhte in dem Sessel, in dem sonst ich saß. Ich konnte nicht anders, als sie anzustarren.

»Hallo«, sagte Evelyn. »Das ist mein Sohn Louis.«

Ich nickte, ohne den Blick von dem Instrument zu wenden, das aus einem Stück Holz in etwas verwandelt worden war, dem sich die herrlichsten Töne auf Gottes Erde entlocken ließen.

»Du hast meinen Sohn spielen hören?« Evelyn entging nicht, wie ich die Geige angaffte.

Ich nickte. Am liebsten hätte ich sie gepackt, unters Kinn geklemmt, den Bogen genommen und selbst zu spielen angefangen.

»Möchtest du sie in die Hand nehmen?«

Ich sah Louis an, der mir mit seinem freundlichen Lächeln wie eine männliche Version seiner Mutter vorkam, und nickte eifrig.

Er reichte mir das Instrument. Ich ergriff es so ehrfurchtsvoll, als wäre es das Goldene Vlies. Unwillkürlich schob ich es unters Kinn.

»Du spielst also«, stellte Louis fest.

Wieder nickte ich.

»Dann lass mal hören, was du kannst.« Er gab mir den Bogen.

Obwohl ich wusste, dass die Violine bereits gestimmt war, ließ ich ihn ein paarmal über die Saiten gleiten, um ein Gefühl dafür zu bekommen. Sie war schwerer und solider als die, mit der Papa und ich gespielt hatten, und ich fragte mich, ob ich in der Lage wäre, mit ihr umzugehen. Es war ziemlich lange her, dass ich das letzte Mal eine Geige in der Hand gehalten hatte. Ich schloss die Augen und tat das, was Papa mir beigebracht hatte: die Saiten lieblosen. Und plötzlich erklang die »Allemande« aus Bachs *Partita Nr. 2 für Violine*. Als ich fast wie in Trance das Ende erreichte, hörte ich Applaus.

»Damit hatte ich nicht gerechnet.« Evelyn wedelte sich mit ihrem Fächer Luft zu.

»Kleiner Monsieur«, hob Louis an, »du bist erstaunlich für einen Jungen deines Alters. Sag, wo hast du zu spielen gelernt?«

Da ich die Geige nicht aus der Hand legen wollte, um einen Zettel aus der Hosentasche zu holen, zuckte ich bloß mit den Achseln und hoffte, dass er mich bitten würde, noch ein weiteres Stück zum Besten zu geben.

»Er spricht nicht, das habe ich dir doch erzählt, Louis.«

»Was ihm in puncto Stimmbändern fehlt, macht er mit der Geige wett.« Louis schenkte seiner Mutter ein Lächeln und wandte sich dann wieder mir zu. »Für einen so jungen Burschen bist du wirklich ganz außergewöhnlich. Komm, gib mir die Geige, setz dich und trink eine Tasse Tee.«

Als Louis die Hand ausstreckte, hätte ein Teil von mir das Instrument am liebsten an die Brust gepresst und wäre damit wegelaufen.

»Keine Sorge, junger Mann«, meinte Evelyn. »Jetzt, da ich weiß, wie gut du die Geige beherrschst, sollst du sie so oft wie möglich benutzen. Sie gehörte meinem Mann. Er hat fantastisch gespielt. Deswegen bewahre ich sie bei mir auf, unter meinem Bett. Du kannst sie für mich einpacken.« Sie deutete auf den Kasten, der auf dem Boden lag.

Als Louis Tee aufbrühte, verstaute ich vorsichtig die Violine. Der Name des Geigenbauers, den ich nicht kannte, stand auf der Innenseite des Kastendeckels. Da Evelyn mich nicht bat, den Kasten wegzuräumen, blieb er neben mir, während wir Tee tranken und ich Louis lauschte, wie er seiner Mutter von dem Kurs erzählte, den er besuchte.

»Vielleicht entwerfe ich eines Tages den neuen Wagen von Renault«, schwärmte er.

»Dann wäre ich nicht nur stolz auf dich, sondern könnte mich auch freuen, weil du nicht mehr so weit weg in Lyon wohnen würdest.«

»Es sind nur noch achtzehn Monate bis zu meinem Abschluss. Danach bewerbe ich mich bei sämtlichen Autoher-

stellern. Mal sehen, wer mich und meine Fähigkeiten gebrauchen kann.«

»Schon als kleiner Junge war Louis besessen von Autos«, erzählte Evelyn. »Damals waren noch nicht so viele auf den Straßen unterwegs, aber Louis zeichnete gern, wie er sich einen modernen Wagen vorstellte. Und weißt du was? Seine Entwürfe ähnelten sehr dem, was heutzutage produziert wird. Natürlich sind solche Dinge den Reichen vorbehalten ...«

»Bald nicht mehr, *maman*. Eines Tages wird jede Familie einen Wagen besitzen. Auch ich werde einen haben.«

»Man kann ja träumen«, erwiderte Evelyn sanft. »Na, junger Mann, schaffst du den Kuchen noch, oder soll Louis ihn für morgen in die Dose tun?«

Da in meinem Magen Platz war für das letzte Stück, nahm ich es vom Teller.

»Sag, was magst du besonders gern?«, fragte Louis mich.

Ich holte meinen Zettel hervor und schrieb drei Wörter darauf:

Essen!

Geige.

Bücher.

In Klammern fügte ich *Lesen* hinzu und gab ihm das Stück Papier.

»Verstehe«, meinte Louis. »Den Beweis für die beiden ersten Punkte auf der Liste hast du mir heute präsentiert. Hast du denn irgendwann mal gesprochen?«

Da ich nicht aussehen wollte, als müsste ich überlegen, beschloss ich, bei der Wahrheit zu bleiben, und nickte.

»Was hat dich verstummen lassen?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Wir sollen dich das nicht fragen, stimmt's?«, mischte sich Evelyn ein. »Wenn er dazu bereit ist, verrät er es uns schon.«

Ich nickte traurig. Selbst ohne Stimme entwickelte ich mich allmählich zu einem ausgezeichneten Schauspieler.

»Leg doch bitte Holz nach, Louis. Die Abende werden kühler.« Evelyn fröstelte. »Ich kann den Winter nicht leiden. Du, junger Mann?«

Ich schüttelte heftig den Kopf.

»Immerhin bringt das Weihnachtsfest Licht in unser Heim und unsere Herzen, und darauf kann man sich freuen. Magst du Weihnachten?«

Mit geschlossenen Augen erinnerte ich mich an einen Tag, an dem auch bei uns ein munteres Feuerchen im Kamin gebrannt hatte und wir nach der Kirche kleine Geschenke untereinander austauschten. Zum Abendessen hatte es Fleisch gegeben und einige besondere Leckereien. Nun erschien mir das wie ein Bild aus einem Buch, als hätte ich es nicht selbst erlebt.

»Ich hoffe, dass ich genug Geld für die Fahrt hierher weglegen und zu dir kommen kann, *maman*. Jedenfalls werde ich mich bemühen«, versprach Louis.

»Das weiß ich, *chéri*. Leider ist das für mich die geschäftigste Zeit des Jahres. Monsieur Landowski gibt gern Feste für seine Freunde, also verschieben wir deinen Besuch vielleicht lieber auf nach Weihnachten, wenn die Zugfahrt nicht mehr so viel kostet.«

»Warten wir's ab. Aber jetzt muss ich gehen.«

»Natürlich«, meinte Evelyn traurig. »Ich packe dir für die Reise etwas zu essen ein.«

»*Maman*, bitte bleib, wo du bist.« Louis signalisierte ihr, dass sie nicht aus ihrem Sessel aufstehen solle. »Wir haben reichlich gegessen, und ich habe genug Kuchen im Bauch, um ohne zu verhungern nach Hause zu kommen. *Maman* hat's gern, wenn es den Leuten schmeckt, das ist dir vielleicht schon aufgefallen«, fügte er an mich gewandt hinzu.

Ich stand auf, um beim Abschied von Mutter und Sohn nicht zu stören, umarmte Evelyn und schüttelte Louis die Hand.

»Hat mich sehr gefreut, dich kennenzulernen. Danke dafür, dass du *maman* Gesellschaft leistest. Sie braucht jemanden, den sie umsorgen kann, nicht wahr?« Louis schmunzelte.

»Du kennst mich wirklich gut.« Evelyn lachte. »Auf Wiedersehen, junger Mann. Bis morgen.«

»Vielleicht hast du ja das nächste Mal, wenn ich zu Besuch komme, einen Namen, mit dem ich dich anreden kann«, rief mir Louis nach, als ich zur Tür ging.

Auf dem Weg zum Haus dachte ich über Louis' Worte nach. Über diesen Punkt hatte ich schon viel nachgegrübelt. Meinen wahren Namen würde ich nie wieder jemandem verraten. Was bedeutete, dass ich mir irgendeinen aussuchen konnte. Sobald man allerdings einen Namen hatte, gehörte er einem, selbst wenn er der grässlichste der Welt war. Oft war es das Erste, was die Menschen von einem anderen erfuhren, und es gestaltete sich schwierig, sich wieder davon zu lösen. In den vergangenen Wochen waren mir die unterschiedlichsten durch den Kopf gegangen, denn es gefiel mir nicht, dass die Leute nicht wussten, wie sie mich ansprechen sollten. Ein Name würde ihnen helfen, besonders wenn er kurz und einprägsam war. Doch ein passender wollte mir einfach nicht einfallen.

Nachdem ich ein großes Stück Baguette abgeschnitten und mit Marmelade bestrichen hatte (am Sonntagabend kümmerte sich die Familie selbst um das Essen), ging ich hinauf in mein Zimmer und setzte mich aufs Bett, von wo aus ich durch das kleine Fenster beobachtete, wie die Nacht hereinbrach. Nach einer Weile holte ich mein Tagebuch hervor, um meinem letzten Eintrag ein paar Zeilen hinzuzufügen.

Gerade habe ich zum ersten Mal seit Langem wieder Geige gespielt. Es war herrlich, den Bogen in der Hand zu spüren und dem Instrument Töne zu entlocken ...

Da fiel mir der perfekte Name ein.

IV

»Endlich ist die Statue fertig.« Monsieur Landowski schlug erleichtert mit der flachen Hand auf seine Werkbank. »Aber jetzt will dieser verrückte Brasilianer ein maßstabsgerechtes Modell vom Kopf und von den Händen seines Christus. Der Kopf wird fast vier Meter hoch und gerade so in mein Atelier passen, und die Finger werden bis beinahe zu den Dachsparren reichen. Wir werden hier alle im buchstäblichen Sinne unseres Herrn Hand auf uns spüren«, scherzte er. »Und sobald ich das geschafft habe, will da Silva Costa mein Werk in Scheiben schneiden wie einen Rinderbraten und die nach Rio de Janeiro verschiffen. So habe ich noch nie gearbeitet.« Er seufzte. »Wahrscheinlich muss ich mich einfach auf diesen Irrsinn einlassen.«

»Vielleicht bleibt Ihnen keine andere Wahl«, pflichtete Laurent ihm bei.

»Immerhin hilft es, die Rechnungen zu bezahlen, Brouilly. Obwohl ich keine neuen Aufträge annehmen kann, solange sich der Kopf und die Hände unseres Herrn in meinem Atelier befinden. Für etwas anderes ist kein Platz. Frisch ans Werk. Bringen Sie mir die Abdrücke von den Händen der beiden Damen, die Sie vor einigen Monaten gemacht haben. Ich brauche eine Arbeitsgrundlage.«

Laurent verschwand im Lager, um die Abdrücke zu holen. Weil ich die Anspannung der Männer spürte, verließ ich das Atelier, setzte mich auf die Steinbank und schaute in den herrlich klaren Nachthimmel hinauf. Plötzlich bekam ich eine Gänsehaut, und zum ersten Mal war ich froh um meinen Wollpullover. In

der Nacht würde es Frost geben, Schnee wohl eher nicht, dachte ich, und ich kannte mich aus. Ich suchte den Himmel ab. Jetzt im November waren diejenigen, die mich hierhergeleitet hatten, gut am nördlichen Sternenhimmel zu sehen. Einige Male hatte ich sie schon schwach blinkend hinter Wolken entdeckt, doch heute Nacht ...

Als sich Schritte näherten, zuckte ich wie immer unwillkürlich zusammen. Kurz darauf gesellte sich Laurent zu mir.

»Du magst die Sterne?«, fragte er.

Ich nickte lächelnd.

»Da ist der Gürtel des Orion.« Laurent deutete hinauf. »Und gleich in der Nähe sind die Sieben Schwestern mit ihren Eltern Atlas und Plejone, die über sie wachen.«

Ich beobachtete erstaunt, wie er mit den Fingern die Linien zwischen den Sternen nachzeichnete.

»Mein Vater interessierte sich für Astronomie und hatte ein Teleskop in einem der Speicherräume ganz oben in unserem Château«, erklärte Laurent. »In klaren Nächten hat er es manchmal aufs Dach getragen und mir etwas über die Himmelskörper erzählt. Einmal habe ich eine Sternschnuppe entdeckt. Das war pure Magie.« Er musterte mich. »Hast du Eltern?«

Ich tat so, als hätte ich ihn nicht gehört.

»Tja, ich muss wieder zurück.« Er tätschelte meinen Kopf.
»Gute Nacht.«

Nach der Episode mit der Geige hätte ich gerade das zweite Mal fast etwas gesagt. Von allen Sternen hatte er ausgerechnet diese erwähnt ... Sie waren bekannt, das wusste ich, aber ich hatte sie von klein auf für mein ganz persönliches Geheimnis gehalten, und es war mir nicht so recht, wenn irgendjemand sonst sie besonders fand.

Lass dich von den Sieben Schwestern leiten, mein Sohn. Die Plejaden wachen immer über dich und beschützen dich, wenn ich es nicht kann ...

Ich wusste alles über sie. Als ich ein kleiner Junge war, hatte

mein Vater mir uralte Geschichten über sie erzählt. Sie kamen nicht nur in der griechischen Mythologie, sondern auch in zahlreichen Sagen auf der ganzen Welt vor, und in meiner Fantasie waren sie damals real: sieben Frauen, die über mich wachten. Während andere Kinder an Engel glaubten, die ihre daunenweichen Schwingen schützend um sie legten, waren Maia, Alkyone, Asterope, Celaeno, Taygeta, Elektra und Merope für mich wie Mütter. Ich konnte mich glücklich schätzen, gleich sieben zu haben. Wenn in einer Nacht einer dieser Sterne nicht so hell strahlte, taten es dafür die anderen. Sie besaßen unterschiedliche Eigenschaften und Stärken. Wenn man sie zusammennähme, hätte man vielleicht die perfekte Frau, so etwas wie die Heilige Mutter Gottes. Auch später hielt ich immer an der Vorstellung fest, dass die Schwestern real waren und mir zu Hilfe eilen würden, wenn ich sie brauchte. Ich schaute ein letztes Mal hinauf zum Himmel und stand von der Bank auf, um in meine Dachkammer zu gehen und dort zum Fenster hinauszublicken. Ja! Auch von hier aus waren sie zu erkennen.

In jener Nacht meinte ich, einen besonders gesegneten Schlaf zu haben, weil ich wusste, dass meine Beschützerinnen über mich wachten.

Mittlerweile hatte sich im Haus herumgesprochen, dass ich Geige spielte.

»Sie wollen dich spielen hören«, teilte Evelyn mir mit. »Am Sonntag.«

Ich verzog den Mund, eher aus Angst als aus Verärgerung. Es war die eine Sache, für die Haushälterin Evelyn zu spielen, eine ganz andere, mein Können vor den Landowskis, speziell Marcel, dem begabten Pianisten, zu beweisen.

»Keine Sorge, du kannst mit der hier üben.« Evelyn gab mir die Geige. »Komm tagsüber hierher, wenn alle beschäftigt sind.

Nicht, dass du üben müsstest, aber vielleicht fühlst du dich dann sicherer. Kennst du viele Stücke auswendig?«

Ich nickte.

»Dann wähl mindestens zwei oder drei aus«, riet sie mir.

Also zog ich mich in den folgenden Tagen in Evelyns Häuschen zurück, während sie nebenan arbeitete, vergewisserte mich, dass sämtliche Fenster verschlossen waren und mich niemand im Haupthaus hören konnte, und übte. Evelyn hatte recht gehabt: Meine Finger waren nach den Widernissen meiner langen Reise nicht mehr so geschmeidig und beweglich wie früher. Nach reiflicher Überlegung entschied ich mich für drei Stücke. Das erste, weil es Eindruck machen würde, ohne große Anforderungen zu stellen. Das zweite, weil es technisch anspruchsvoll war, für den Fall, dass jemand in der Familie sich gut genug mit dem Geigenpiel auskannte, um meine Fähigkeiten beurteilen zu können. Und das letzte, weil es mein absolutes Lieblingsstück war.

Die »Aufführung« sollte am Sonntag vor dem Mittagessen stattfinden. Sogar die Bediensteten durften zuhören. Bestimmt wollten die Landowskis nur freundlich sein und für eine besondere Stimmung sorgen, aber ich kam mir vor, als sollte ich geprüft werden, und das gefiel mir nicht. Egal, wie ihre Gründe tatsächlich aussahen – am Ende blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen meine Fähigkeiten zu präsentieren. Ich hatte große Angst davor, weil ich bis dahin immer bloß vor meinen Eltern gespielt hatte und mir nur die Meinung von Papa wichtig gewesen war. Dieser Auftritt hingegen würde vor einem berühmten Bildhauer und seiner gebildeten Familie stattfinden.

In der Nacht zuvor wälzte ich mich im Bett herum, wäre am liebsten zu Evelyn hinübergelaufen und hätte dort so lange geübt, bis die Geige Teil meiner Hände wurde, wie Papa es mir als Ideal geschildert hatte.

Am Sonntagmorgen spielte ich, bis mir fast die Finger abfielen. Dann sagte Evelyn, ich solle nach oben gehen und mich umziehen. Zuvor machte sie in der Küche hastig eine »Katzenwäsche«

mit mir, kämmte mir die Haare nass zurück und wischte mir das Gesicht mit einem feuchten Tuch ab.

»Fertig.« Sie zog mich lächelnd zu sich heran. »Vergiss nicht, wie stolz ich auf dich bin.« Als sie mich losließ, sah ich Tränen in ihren Augen.

Man holte mich in den Salon, wo die Familie sich, alle mit einem Weinglas in der Hand, um einen großen Kamin versammelt hatte.

»Kein Grund, nervös zu sein, Junge. Spiel, sobald du bereit bist«, forderte Monsieur Landowski mich auf.

Ich klemmte die Geige unters Kinn, schloss die Augen und bat all jene, von denen Papa behauptete, dass sie mich beschützten, mir beizustehen. Dann hob ich den Bogen und begann zu spielen.

Nach dem ersten Stück folgte entsetzliche Stille. Mich verließ jegliches Selbstvertrauen. Was wussten Papa, die Haushälterin oder ihr Ingenieurssohn schon? Ich spürte, wie meine Wangen sich röteten, und wäre am liebsten weinend weggelaufen. Eine Weile schien ich nichts zu hören. Erst als ich mich ein wenig gefangen hatte, vernahm ich das Klatschen. Sogar Marcel wirkte begeistert und beeindruckt.

»Bravo, junger Mann! Bravo«, lobte Monsieur Landowski mich. »Wenn du uns nur sagen würdest, wo du das gelernt hast. Verrätst du es uns?«, fügte er fast schon verzweifelt hinzu.

»Du bist wirklich sehr, sehr gut für dein Alter«, meinte Marcel, dem es gelang, sein Kompliment in Herablassung zu verpacken.

»Ausgezeichnet.« Madame Landowski tätschelte freundlich lächelnd meine Schulter. »Aber jetzt«, fügte sie hinzu, als vom Flur her eine Glocke ertönte, »müssen wir zum Essen hinüber.«

Bei den Horsd'œuvres wurde über mein Können geschwärmt, und beim Hauptgang stellten sie mir Fragen, die ich mit einem Nicken oder Kopfschütteln beantworten sollte. Obwohl ich mich unwohl fühlte, weil sie mein früheres Leben wie ein Spiel be-

trachteten, wusste ich, dass sie mir wohlgesonnen waren. Wenn ich auf irgendeine ihrer Fragen nichts sagen wollte, musste ich nicht reagieren.

»Du solltest Unterricht bekommen, junger Mann«, verkündete Landowski. »Ich habe einen Freund am *conservatoire*. Rachmaninow kennt bestimmt einen guten Lehrer.«

»Papa, fürs *conservatoire* ist er viel zu jung«, mischte sich Marcel ein.

»Mag sein, aber er ist nicht irgendein Schüler. Er besitzt eine außergewöhnliche Gabe. Und das Alter darf dieser Gabe nicht im Weg stehen. Ich werde sehen, was sich tun lässt«, meinte Monsieur Landowski augenzwinkernd.

Marcel machte ein mürrisches Gesicht.

Kurz nach dem Dessert fasste ich einen Entschluss: Ich würde mich Monsieur Landowski gegenüber erkenntlich zeigen. Also schrieb ich etwas auf einen Zettel. Als alle sich erhoben, reichte ich ihm den Zettel mit zitternden Fingern. Ich beobachtete ihn, während er las, was darauf stand.

»Soso«, meinte er schmunzelnd. »Nach deiner Vorstellung vorhin erscheint es fast wie ein Fingerzeig des Schicksals. Hat dieser Name etwas mit deiner Gabe zu tun?«

Ich nickte.

»Gut, dann sage ich den anderen Bescheid. Danke, dass du uns vertraust. Mir ist klar, wie schwer dir das fällt.«

Ich verließ den Raum und rannte hinauf in meine Dachkammer. Dort schaute ich mich im Spiegel an, machte den Mund auf und sprach die Worte laut aus:

»Mein Name ist Bo.«

Offenbar war ein Geigenlehrer für mich gefunden worden, denn nach Weihnachten sollte ich nach Paris fahren und ihm vorspielen. Ich wusste nicht, worüber ich mich mehr freute: darüber, für

einen richtigen Musiker spielen zu können, oder darüber, dass ich mit Evelyn in die Stadt fahren durfte.

»Paris«, formte ich mit den Lippen, als ich im Bett lag. Evelyn hatte den Hausmädchen aufgetragen, mir eine dickere Wolldecke zu geben, und mich darunterzukuscheln war nun einer der Höhepunkte des Tages für mich. Ich hatte wieder dieses merkwürdige Gefühl, das ich von früher kannte, als mein Herz noch nicht voller Angst gewesen war. Es kam mir vor, als würde eine kleine Blase von meinem Bauch in meine Brust aufsteigen, so dass sich meine Lippen unwillkürlich zu einem Lächeln verzogen. Das Wort für dieses Gefühl lautete, glaube ich, *Aufregung*. Fast wagte ich nicht, so zu empfinden, weil das unweigerlich dazu führte, dass ich glücklich war, und vor zu viel Glück musste ich mich in Acht nehmen, denn es konnte ja immer etwas Schreckliches geschehen. Wenn die Landowskis mich doch nicht mehr bei sich haben wollten, wäre es schwerer für mich, wieder allein, bitterarm und hungrig zu sein. Die Geige hatte mich gerettet, mich »faszinierend« gemacht, wie Monsieur Landowski am folgenden Tag Laurent gegenüber im Atelier bemerkte.

Wenn ich also bei ihnen bleiben sollte, musste ich weiter so faszinierend sein wie nur irgend möglich und obendrein nützlich, und das war ziemlich anstrengend. Außerdem wurden eifrig Pläne für das Weihnachtsfest geschmiedet, und alle flüsterten hinter vorgehaltener Hand über Geschenke. Das bereitete mir Kopfzerbrechen, weil ich kein Geld besaß, mit dem ich irgendetwas für jemanden hätte kaufen können. Ich hatte furchtbare Angst, dass mir die netten Landowskis etwas schenkten. Bei einem meiner abendlichen Besuche befragte ich Evelyn dazu.

Sie las von meinem Zettel ab: »Wie komme ich an Geld für Geschenke?« Ich könnte dir etwas leihen, aber mir ist klar, dass du es nicht nehmen würdest und die Landowskis sich dann möglicherweise fragen, woher du das Geld hast ... Wenn du verstehst, was ich meine.«

Wenn sie mich verdächtigen, gestohlen zu haben, würde das meiner Sache sehr schaden.

Evelyn bat mich, den Kakao warm zu machen, während sie über das Problem nachdachte. Als ich die Tasse vor sie hinstellte, war klar, dass sie einen Plan hatte.

»Du versuchst im Atelier doch die ganze Zeit, aus kleineren Steinen etwas zu formen, oder?«

Ich nickte und schrieb auf meinen Zettel: *Aber ich kann das nicht besonders gut.*

»Wer könnte sich schon mit einem Genie wie Monsieur Landowski messen? Immerhin hast du geübt. Vielleicht solltest du es mit einem weicheren Material wie Holz probieren und sehen, ob du für jedes Familienmitglied etwas schnitzen kannst. Das würde Monsieur Landowski gefallen. Dann hätte er das Gefühl, dass du dir in den Monaten des Zuschauens eine nützliche Fähigkeit erworben hast.«

Ich nickte begeistert. Obwohl Evelyn behauptete, nicht besonders gebildet zu sein, hatte sie oft die besten Ideen.

Also holte ich mir etwas Holz von dem Haufen in der Scheune und setzte mich jeden Morgen, bevor alle aufstanden, an den Arbeitstisch und übte. Evelyns Rat, Holz statt Stein zu nehmen, erwies sich als richtig. Es war, als würde man lernen, erst einmal eine Tin Whistle zu spielen, nicht gleich eine richtige Flöte. Und ich hatte ja auch früher, in meinem alten Zuhause, anderen beim Schnitzen zugesehen.

In meinem alten Zuhause ... So nannte ich es inzwischen.

In den drei Wochen vor Weihnachten gelang es mir, für jedes Familienmitglied etwas zu fertigen, von dem ich hoffte, dass es ihm gefiel. Für das Geschenk von Monsieur Landowski, ein hölzernes Ebenbild seiner geliebten *Cristo*-Statue, brauchte ich am längsten. Darauf verwendete ich genauso viel Zeit wie auf alle anderen Figuren zusammen.

Die vergangenen Wochen waren schwierig für ihn gewesen, denn der für den *Cristo* Verantwortliche hatte ihm mitgeteilt,

dass sich das, was ich »den Mantel des Herrn« nannte (die Betonhülle, die ihn und sein Innenleben stützen würde), nur verschiffen ließe, wenn man es in einzelne Stücke zerteilte. So bestünde während der langen Passage von Frankreich nach Rio geringere Gefahr einer Beschädigung. Monsieur Landowski machte sich große Sorgen. Er meinte, seinen kostbaren Christus begleiten zu müssen, damit ihm nichts passierte. Aber die Reise hin und zurück dauerte einfach zu lange, und er glaubte, die Zeit dafür nicht zu haben, solange Sun Yat-sen und seine Augen noch nicht zu seiner Zufriedenheit fertiggestellt waren.

Ich wusste die perfekte Lösung für alle Beteiligten: Laurent sollte den *Cristo* begleiten. Monsieur Landowski könnte hierbleiben und Laurent vielleicht die geliebte Frau in Rio treffen ... Dann wäre er wieder fröhlicher und würde sich nachts nicht mehr auf den Straßen von Montparnasse herumtreiben (die ich unbedingt sehen wollte, auch wenn Monsieur Landowski sich oft darüber beklagte, dass es dort von Mächtgernkünstlern, Bettlern und Dieben nur so wimmle). Gerade als ich den Vorschlag machen wollte, kam Laurent selbst darauf. Anfangs war Monsieur Landowski skeptisch, weil Laurent in letzter Zeit alles andere als zuverlässig gewesen war. Doch nachdem dieser wiederholt versprochen hatte, wenn nötig, bei den Teilen des *Cristo* im Frachtraum zu schlafen und keinen Tropfen Alkohol anzurühren, solange er sich in seiner Obhut befände, waren sich alle einig, dass das die beste Lösung wäre. Die Vorfreude in Laurents Augen zu sehen war wunderbar. Ich konnte nur hoffen, ebenfalls irgendwann einmal das zu erleben, was man »Liebe« nannte und Laurent von innen heraus erstrahlen ließ, wenn seine Gedanken zu meinem schönen Engel Bel wanderten.

Freude und Schmerz, dachte ich, als ich meinen kleinen *Cristo* mit dem nicht völlig symmetrischen Gesicht in das braune Papier wickelte, das Evelyn mir für die Geschenke gegeben hatte. »Du magst nicht perfekt sein, aber immerhin bist du ganz«, sagte ich lächelnd zu ihm.

Die verpackten Figuren verstaute ich in meiner Kommode. Danach ging ich die Treppe hinunter und schlich auf Zehenspitzen in den Salon, um die Tanne zu betrachten, die am heutigen Heiligabend dort aufgestellt worden war. Ich hatte zugeschaut, wie die Mitglieder der Familie Kiefernzapfen mit Bändern an die Äste hängten, und anschließend hatten wir alle ein Paar Schuhe unter den Baum gestellt, die Père Noël mit Geschenken füllen sollte. Das sei eine alte französische Tradition, hatte Monsieur Landowski mir erklärt, an der auch die Erwachsenen ihre Freude hätten. Am Ende hatten sie Kerzen an die Zweige gesteckt und sie, als es dunkel wurde, angezündet. Etwas Schöneres hatte ich nie gesehen.

»Na, schaust du ihn dir auch an, Junge?«

Die Stimme des Menschen, an den ich gerade gedacht hatte, ließ mich zusammenzucken. Als ich mich umwandte, erblickte ich Monsieur Landowski, der mich noch nicht mit meinem neuen Namen anredete.

»Wenn ich am Heiligabend den Weihnachtsbaum betrachte, kommt mir immer Tschaikowskys Musik in den Sinn. Kennst du den *Nussknacker*?«

Ich nickte. Allerdings nicht gut, gab ich mit einer Geste zu verstehen. Papa hatte Tschaikowsky nicht sonderlich gemocht und stets geklagt, er habe seine Musik komponiert, um den Zuhörern zu gefallen. Meinem Vater war sie technisch nicht anspruchsvoll genug gewesen.

»Wahrscheinlich weißt du nicht, dass Tschaikowsky während seines Aufenthalts in Paris ein Instrument hatte, das Celesta heißt und ihn zu seinem ›Tanz der Zuckerfee‹ inspirierte. Hinterher ist er mit frischer Energie nach Russland zurückgekehrt.«

Das wusste ich tatsächlich nicht.

»Kannst du die Ouvertüre spielen?«

Ich zuckte unsicher mit den Achseln. Früher einmal hatte ich sie natürlich gekonnt, aber nun würde ich Übung brauchen.

»Möglicherweise hilft dir das hier, dich zu erinnern. Ich wollte

gerade zu dir nach oben gehen, um es dir zu geben, weil ich mir dachte, vielleicht ist es dir peinlich, wenn ich es dir vor versammelter Familie überreiche«, fügte er hinzu.

Im trüben Licht des Baumes sah ich, wie er einen Geigenkasten hinter dem Rücken hervorholte.

»Die haben meine Eltern mir besorgt, als ich ein Kind war. Leider besitze ich keine große Begabung dafür. Trotzdem habe ich sie behalten, wie man das mit Geschenken von den Eltern eben macht. Des sentimentalen Wertes wegen, du weißt schon ...«

Ja, das wusste ich allerdings. Kurz war ich hin und her gerissen zwischen der Trauer über alles, was ich bei meiner Flucht hatte zurücklassen müssen, und der Freude über Monsieur Landowskis Gabe.

»In deinen fähigen Händen ist sie besser aufgehoben als oben auf meinem Schrank, wo sie nur Staub ansetzt.«

Unwillkürlich machte ich den Mund auf, so überwältigt war ich von seiner Großzügigkeit und den Möglichkeiten, die sich mir mit einer eigenen Geige eröffneten. Fast hätte ich etwas gesagt. Am Ende betrachtete ich nur das Instrument und küsste es, bevor ich Monsieur Landowski unbeholfen umarmte. Nach einigen Sekunden schob er mich an den Schultern von sich weg.

»Vielleicht wirst du mir eines Tages doch noch genug vertrauen, um den Dank auszusprechen, der dir auf der Zunge liegt. Aber fürs Erste wünsche ich dir fröhliche Weihnachten.«

Ich schaute ihm nach, wie er den Raum verließ.

Da die Hausmädchen unten in der Küche Alkohol tranken, der wie Petroleum roch, und Lieder sangen, die sich für mich nicht allzu sehr nach Weihnachten anhörten, konnte ich oben in meinem Zimmer den Geigenkasten aufs Bett legen und aufklappen. Dabei klopfte mein Herz wie wild. In dem Kasten befand sich ein Instrument, das für einen kleinen Menschen wie seinen ursprünglichen Besitzer oder mich gemacht war. Es wäre bedeutend leichter zu handhaben als die große Violine, die Evelyn mir freundlicherweise geliehen hatte. Als ich es ehrfurchtsvoll her-

ausholte, sah ich die Kratzer auf dem schimmernden Walnussholz und den Staub auf den Saiten.

Ich setzte mich, hielt die Geige vor den Mund und blies, sodass der Staub aufwirbelte. Dann zog ich ein Tuch aus der Tasche und wischte die Saiten ab, nahm den Bogen in die Hand und klemmte die Violine unters Kinn. Ich hob den Bogen, schloss die Augen und begann zu spielen.

Mein Herz tanzte, als ich den weichen Klang dieses herrlichen Instruments hörte. Natürlich musste es nach all den Jahren gestimmt werden, aber das war nicht kompliziert. Inspiriert durch Monsieur Landowskis Geschichte über den *Nussknacker* spielte ich die ersten Takte der Ouvertüre. Plötzlich begann ich laut lachend im Zimmer herumzutanzten und ein fröhliches Volkslied zu fiedeln, das ich oft zu Hause gespielt hatte, wenn die Dinge sich schwieriger gestalteten als sonst. Schwer atmend und ein wenig schwindelig musste ich mich kurze Zeit später aufs Bett setzen und einen Schluck Wasser aus der Flasche auf dem Nachtkästchen trinken.

Noch ein Jahr zuvor hatte ich nicht geglaubt, ein weiteres Weihnachtsfest zu erleben, doch nun war ich hier und glücklich, wie Klara, als sie erkennt, dass alles bloß ein Traum gewesen ist. Oder vielleicht ein neuer Anfang.

Ich strich ein letztes Mal mit großer Geste über ... *mein* Instrument, bevor ich es in den Kasten zurücklegte und diesen unter der Decke am Fußende meines Betts verstaute, sodass ich ihn mit den Zehen berühren konnte.

Den Kopf auf dem Kissen, sagte ich lächelnd: »Ich bin Bo, und für mich *wird* es ein glückliches Ende geben.«

Nach einer sehr fröhlichen Woche im Haushalt der Landowskis, besonders nach dem Fest am Silvesterabend, zu dem Monsieur Landowski viele Künstlerfreunde eingeladen hatte, zählte ich die Tage bis zu meinem Vorspiel bei dem Geigenlehrer. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, mir seinen Namen zu nennen, und letztlich war er mir auch egal, denn wer am *conservatoire* von Rachmaninow unterrichtete, konnte eigentlich nur beeindruckend sein.

Ich übte so viel, dass sich die Hausmädchen beklagten, sie müssten sich wegen der »Katzenmusik« auf diesem »Ding« die Ohren mit dem Kissen zuhalten, und außerdem sei es »nach Mitternacht«!

Nach einem Blick auf die Uhr entschuldigte ich mich bei ihnen, denn sie hatten recht. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren.

Als der große Tag endlich da war, gab mir Evelyn eine graue Jacke von Marcel, die ich über mein Hemd und den Wollpull-over anziehen sollte.

»Wir müssen uns auf den Weg machen. Der Bus hat seinen eigenen Fahrplan, und der ist nicht immer der gleiche wie der an der Haltestelle.«

Während wir die Straße entlang in den Ort gingen, redete sie weiter. Ich war in Gedanken nicht bei ihr, selbst dann nicht, als sie frustriert auf und ab zu laufen begann und sich bei den anderen Wartenden über die Unzuverlässigkeit der Busse beklagte. Lächerlich, bemerkte sie. In Boulogne-Billancourt würden zwar Autos und Flugzeuge hergestellt, aber der Bus komme nicht pünktlich. Ich war mit dem Kopf woanders, sah die Noten

vor meinem geistigen Auge, versuchte mich an das zu erinnern, was Papa mir beigebracht hatte, dass man »die Musik leben« und »ihre Seele spüren« müsse. Sogar während der Fahrt nach Paris, worüber mir Papa so viel erzählt hatte, hielt ich die Augen geschlossen, weil später noch Gelegenheit sein würde, die Stadt in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern. Im Moment waren mir nur die Geige wichtig, die in ihrem Kasten auf meinem Schoß lag, und die Noten, die ich darauf spielen würde.

»Komm schon, junger Mann«, drängte Evelyn, die mich, weil ich die Violine an meine Brust presste, nicht an der Hand halten konnte. Ich bemerkte die zahlreichen Passanten, die Bäume und ... ja! Ein Bauwerk, das ich sofort erkannte. Den Eiffelturm. Nach einer Weile blieb Evelyn stehen.

»Da wären wir: Rue de Madrid 14. Lass uns reingehen.«

Mein Blick wanderte das mächtige Sandsteingebäude empor, das fast die gesamte Länge der Straße einnahm. Ich zählte drei Stockwerke mit hohen Fenstern, darüber niedrigere Speicheretagen. Eine Messingplakette wies das Bauwerk als das berühmte Conservatoire de Paris aus.

Bevor wir es betraten, zog Evelyn ihren Lippenstift nach und schob die Haare, die sich gelöst hatten, unter ihren Festtagshut. Im Innern des Konservatoriums befand sich ein prachtvoller Warteraum mit Porträts von alten Komponisten. In der Mitte des hochglanzpolierten Holzfußbodens stand ein runder Empfangstisch, an dem eine Frau saß. Durch die Fenster strömte Licht von der Straße und einem großen Park herein.

Ich war sehr froh, als die streng dreinblickende Dame am Empfang uns endlich mitteilte, wir sollten Raum vier im zweiten Stock aufsuchen. Dabei deutete sie auf so etwas wie einen Käfig, in dem gut und gerne ein Bär Platz gehabt hätte. Ich eilte in Richtung der Treppe, doch Evelyn zog mich zu dem Käfig und drückte auf einen Knopf daneben.

»Wenn du denkst, ich laufe zwei Stockwerke zu Fuß hoch, obwohl es einen Aufzug gibt, hast du dich geschnitten.«

Gerade als ich sie fragen wollte, was ein »Aufzug« sei, fuhr in dem Käfig ein Kasten nach unten. Da erschloss sich mir der Sinn des Wortes. Interessant, dachte ich, ging aber lieber kein Risiko ein. Ich deutete auf die Treppe und rannte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf. Oben neben einem weiteren Käfig angekommen, der aussah wie der im Erdgeschoss, konnte ich Evelyn nirgends entdecken. Ich fürchtete bereits das Schlimmste, als plötzlich ein Surren erklang und der Kasten von unten auftauchte. Kurz darauf öffnete sich die Tür, Evelyn zog die Vorderseite des Käfigs weg und stieg wohlbehalten aus.

»So etwas hast du also noch nie gesehen, stimmt's?«, stellte sie fest.

Ich schüttelte staunend den Kopf.

»Vielleicht magst du ja nachher mit mir darin hinunterfahren. Dann kannst du dich jetzt schon auf etwas freuen, egal, wie die Sache ausgeht. Aber zuerst müssen wir Zimmer vier finden.« Wir betraten einen Flur, hinter dessen verschlossenen Türen unterschiedliche Instrumente zu hören waren. Als wir Raum Nummer vier erreichten, klopfte Evelyn energisch an der Tür. Keine Reaktion. Kurz darauf klopfte sie ein zweites Mal.

»Niemand da.« Sie zuckte mit den Achseln, drehte vorsichtig den Knauf an der Tür und drückte diese so weit auf, dass genug Platz war, um den Kopf einschließlich Hut durch den Spalt hindurchzustrecken und hineinzuschauen.

»Tatsächlich niemand da. Dann werden wir wohl warten müssen.«

Mir ist klar, dass Menschen übertreiben, wenn sie von einem Augenblick behaupten, er sei der schönste, der schlimmste oder der längste ihres Lebens gewesen, doch die Zeit, die wir vor Zimmer vier auf die Person warteten, die mir irgendwann sagen würde, ob ich gut genug sei, um von ihr unterrichtet zu werden, kam mir tatsächlich sehr lang vor. Schlimmer noch: Da ich von meinem Platz aus den Aufzug sehen konnte, stellte ich mir jedes Mal, wenn er surrend nach oben fuhr, vor, dass der Mensch da-

rin über mein Schicksal entscheiden würde. Aber alle verschwanden entweder in die andere Richtung oder gingen an uns vorbei.

»Also wirklich«, stöhnte Evelyn, die ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte, weil ihr das Stehen wehtat, »wer dieser Lehrer auch sein mag – er ist schrecklich unhöflich.«

Als sie schließlich murmelte, offenbar liege ein Irrtum vor, wir würden das Gebäude verlassen, öffnete sich eine Tür ein Stück weiter den Flur hinunter. Ein schmaler junger Mann mit sehr blasser Haut und dunklen Haaren trat heraus, eilte auf uns zu – er machte einen leicht angetrunkenen Eindruck auf mich – und blieb vor uns stehen.

»Entschuldigen Sie bitte. Nach meinem letzten Schüler wollte ich mich ein wenig ausruhen. Leider bin ich eingeschlafen.« Er streckte Evelyn die Hand hin. Sie ergriff sie zögernd.

»Madame, *petit monsieur*, bitte verzeihen Sie mir«, wiederholte er. »Ich arbeite jeden Tag sehr lange und kann nachts oft nicht schlafen. Madame, nun, da Sie Ihre kostbare Fracht zu mir gebracht haben, würde ich vorschlagen, dass Sie mit dem Aufzug nach unten fahren und im Eingangsbereich warten, wo es einen bequemen Stuhl gibt. Sagen Sie Violetta, Ivan bittet sie, Ihnen eine Kanne Tee oder Kaffee zu kochen, je nachdem, was Ihnen lieber ist.«

Obwohl sie erleichtert wirkte, war ihr nicht wohl dabei, mich in der Obhut eines Mannes zu lassen, den sie ganz offensichtlich merkwürdig fand. Aber am Ende siegten ihre Füße.

»Sobald du fertig bist, kommst du gleich hinunter, hast du verstanden, Bo?«

Ich nickte.

»Sie wissen, dass er stumm ist?«, fragte sie Monsieur Ivan.

»Ja, doch die Musik wird für dich sprechen, nicht wahr?«, sagte er zu mir, öffnete die Tür und schob mich in Raum Nummer vier.

Während ich später am Abend in mein Tagebuch schrieb – und gleich anschließend in meine geheimen Aufzeichnungen,

zu denen dieser Text gehört –, erinnerte ich mich nur vage an die Zeit, die ich mit Monsieur Ivan verbracht hatte. Zuerst bat er mich, ihm meine »Vorzeigestücke« zu präsentieren. Danach gab er mir Noten, um zu überprüfen, wie gut ich vom Blatt spielen konnte, und anschließend machte er mir auf der Geige Tonleitern und Arpeggien vor, bei denen ich ihm folgen sollte. All das ging ziemlich schnell. Am Ende forderte er mich auf, mich auf einen Stuhl an einem kleinen Holztisch zu setzen.

Als er einen Stuhl für sich herausrückte, warf er fluchend einen Blick auf seinen Finger und sagte etwas auf Russisch.

»Ich habe mir einen Splitter eingezogen, den muss ich heute Abend zu Hause herausholen. Die kleinsten Dinge können die schlimmsten Schmerzen verursachen, nicht wahr?«

Meine Antwort war letztlich unwichtig. Trotzdem nickte ich. Ich wollte diesem Mann gefallen, mehr als jedem anderen Menschen, seit Papa mich verlassen hatte.

»Wie können wir miteinander kommunizieren, wenn du nicht sprichst?«

Auf diese Frage war ich vorbereitet. Ich holte Zettel und Stift aus der Tasche.

»Du heißt also Bo?«

Ja, schrieb ich.

»Wie alt bist du?«

Zehn.

»Wo sind deine Eltern?«

Meine Mutter ist tot, und wo mein Vater ist, weiß ich nicht.

»Woher stammst du?«

Ich weiß es nicht.

»Das glaube ich dir nicht, *petit monsieur*, und ich habe da auch schon einen Verdacht, aber du kennst mich ja kaum, und wir *émigrés* verraten nicht gern etwas über uns, stimmt's?«

Stimmt, schrieb ich, gerührt darüber, dass er mich verstand und nicht seltsam fand wie alle anderen.

»Wer hat dir das Geigespielen beigebracht?«

Papa.

»Wie lange ist deine letzte Unterrichtsstunde her?«

Ich versuchte mich zu erinnern, war mir jedoch nicht sicher. Also schrieb ich:

Drei oder vier Jahre.

»Mir ist noch nie ein so junger Mensch mit so erstaunlichen Fähigkeiten begegnet. Du besitzt eine natürliche Musikalität, die deine technischen Schwächen kaschiert. Mich hat beeindruckt, dass du nicht nervös geworden bist, obwohl diese Chance, am *conservatoire* unterrichtet zu werden, dir vermutlich alles bedeutet, oder?«

Ja.

»Hmmm ...«

Er strich sich mehrmals übers Kinn, während er abwog, ob es sich lohne, mir Stunden zu geben.

»Wie du dir vielleicht vorstellen kannst, kommen viele Eltern mit ihren Genies zu mir, die die besten Geigen und Vorortlehrer haben und zu endlosem Üben gezwungen werden. Selbst wenn sie technisch deutlich besser sind als du, kann ich in ihrem Spiel oft ihre Seele nicht spüren. Mit anderen Worten: Sie sind nichts weiter als Äffchen, sozusagen eine Verlängerung des elterlichen Egos. Bei dir ist das eindeutig nicht so, einerseits weil du Waise bist, und andererseits weil der Mann, der dich bei sich aufgenommen hat, seine Freunde nicht mit einem fremden Kind beeindrucken muss. Er ist selbst beeindruckend genug. Also ... Dein Spiel ist fehlerhaft und – ich will nichts Schlechtes über deinen Papa sagen, aber er war kein Berufsmusiker, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. Dabei hatte ich das Gefühl, Papa zu verraten.

»Schau nicht so traurig drein, *petit monsieur*. Ich sehe, dass er dich mit Liebe unterrichtet hat. In dir hat er eine Begabung gefunden, die bedeutend größer ist als seine eigene. Welche Schule besuchst du momentan?«

Keine. Weil ich nicht sprechen kann.

»Obwohl es mich nichts angeht: Das ist nicht gut. Ich weiß, du kannst reden. Das merke ich, wenn wir uns unterhalten. Du musst dich jedes Mal beherrschen, um nichts zu sagen. Aber du befindest dich in Gesellschaft guter, freundlicher Menschen, und egal, welche schrecklichen Dinge von früher dich jetzt am Sprechen hindern: Ich hoffe für dich, dass du es eines Tages wieder tun wirst. Das sage ich dir als jemand, der, seit er Russland verlassen hat, ebenfalls viel erdulden musste. So viel Leid, so viele Kriege in so wenigen Jahren ... Du und ich, wir sind beide ein Resultat davon. Ich möchte dir einen Rat geben, junger Freund: Lass nicht die schlechten Menschen gewinnen, ja? Sie haben dir so viel geraubt – deine Vergangenheit, deine Familie. Lass dir von ihnen nicht auch noch die Jugend nehmen.«

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mir Tränen in die Augen traten. Ich nickte, holte ein Tuch hervor und wischte sie ab.

»Oje, jetzt habe ich dich zum Weinen gebracht. Das tut mir leid. Manchmal rede ich zu offen. Aber ich habe eine gute Nachricht für dich. Weil du nicht in die Schule musst, kann ich leichter einen Platz in meinem Tagesplan für dich finden. Lass mich nachsehen ...«

Er nahm einen schmalen Kalender aus der Jackentasche und blätterte die Seiten für den Januar um.

»Wir fangen mit zwei Stunden pro Woche an. Ich habe ein gutes Gefühl bei dir. Und jetzt begleite ich dich hinunter zu deinem Kindermädchen. Sie scheint eine nette Frau zu sein.« Er verließ den Raum und ging zum Aufzug.

Ich folgte ihm.

Dann fiel mir etwas ein, und ich notierte hastig eine Frage.

Wie viel kostet eine Stunde?

»Darüber rede ich mit Monsieur Landowski. Wir *émigrés* müssen zusammenhalten, nicht wahr?«

Er klopfte mir so fest auf den Rücken, dass ich fast in den Aufzug gefallen wäre. Sobald wir drinnen waren, zog er die Tür zu,

drückte auf einen Knopf, und schon fuhren wir nach unten. Ob sich Vögel beim Fliegen so fühlen?, überlegte ich. Ich bezweifelte es. Doch es machte Spaß, und ich freute mich schon darauf, es bald zweimal die Woche zu machen. Vorausgesetzt Monsieur Landowski und Monsieur Ivan konnten sich über den Preis einigen.

»Madame, Ihr Junge war ein Triumph! Ich nehme ihn gern unter meine Fittiche, jeweils dienstags um elf und freitags um zwei Uhr. Sagen Sie bitte Monsieur Landowski, ich rufe ihn an, um die Einzelheiten zu besprechen. Ich wünsche eine gute Heimfahrt.« Er zwinkerte uns lächelnd zu und entfernte sich.

VI

Ich schloss das alte ledergebundene Buch und schaute durch das Fenster des Jets. Eigentlich hatte ich schlafen wollen, aber durch den Brief war ich zu dem Tagebuch geleitet worden, das nun auf meinem Schoß lag. Atlas, der Mann, der behauptete, mein Vater zu sein, schrieb mit tiefem Bedauern:

Die Liebe, die ich für Dich empfinde, seit ich von Deiner bevorstehenden Ankunft erfuhr, kann ich weder in Worte fassen noch erklären. Ebenso wenig kann ich Dir in diesem Brief erläutern, welche Anstrengungen ich unternahm, um Dich und Deine Mutter zu finden, die ihr mir beide noch vor Deiner Geburt so grausam genommen wurden.

Plötzlich senkte sich die emotionale Belastung der vergangenen Wochen auf mich herab, und ich spürte, wie meine Augen feucht wurden. In diesem Moment hätte ich mir nichts sehnlicher gewünscht als eine Umarmung von meinem Mann Jock, der mir just zu dem Zeitpunkt genommen wurde, als ich ihn am nötigsten gebraucht hätte.

»Wärst du doch bloß hier bei mir.« Ich wischte die Tränen mit einem der Seidentücher ab, die in der Seitentasche des bequemen Ledersitzes steckten. »Dieser Fünf-Sterne-Luxus würde dir ganz sicher gefallen.«

In seinem Brief hatte Atlas mir Antworten auf die Frage nach meiner wahren Herkunft in seinem Tagebuch versprochen, doch das war sehr umfangreich. Nach der Lektüre des ersten Teils wusste ich nach wie vor kaum etwas über seine Geschichte oder

welchen Platz ich darin einnahm. Wer auch immer mein »Vater« sein mochte: Er hatte ein erstaunliches Leben geführt. Obwohl der Anfang der Aufzeichnungen von einem zehnjährigen Kind stammte, erkannte ich in dessen Stimme Reife und Weisheit, eine alte Seele.

Ich schüttelte den Kopf, als ich merkte, dass sich das Muster der letzten Wochen wiederholte. Jedes Mal, wenn ich der Wahrheit über meine Vergangenheit näher kam, tauchten weitere Rätsel auf. Warum tat der Junge so, als wäre er stumm? Wieso glaubte er, seinen richtigen Namen nicht verraten zu können? Und was um Himmels willen hatte dazu geführt, dass er als Waise unter einer Hecke in einem Pariser Vorort aufgefunden wurde? Das Tagebuch schien mir an einem zu späten Zeitpunkt einzusetzen, als dass ich die gesamte Geschichte verstehen konnte.

Aber wenn man schon sozusagen auf jemandes Schwelle landete, war es nicht die schlechteste Fügung des Schicksals, in diesem Jemand den berühmten Bildhauer zu erkennen, der eines der Sieben Weltwunder unserer Zeit, Christus den Erlöser, geschaffen hatte, dachte ich.

Ich seufzte. Mir war ein wenig mulmig zumute, weil Atlas mir, seiner angeblich leiblichen Tochter, der er nie begegnet war, seine Lebensgeschichte anvertraute, bevor seine geliebten Adoptivtöchter sie lesen durften. Sie hatten ihren »Pa Salt« gekannt und geliebt. Da stand es ihnen doch zu, als Erste alles über ihn zu erfahren, oder?

Ich bemühte mich, dieses mulmige Gefühl zu verdrängen. Nun war ich also im Flugzeug unterwegs zu völlig fremden Menschen, die sich auf einer Superjacht versammelten, um einen Kranz zu Ehren eines Mannes ins Meer zu werfen, zu dem ich selbst noch immer keine Verbindung erkannte. Einige von ihnen hatte ich kürzlich kennengelernt, doch das reichte nicht, um meine Nervosität zu lindern. Wussten die anderen Frauen denn überhaupt, dass ich offenbar genetisch mit ihrem Adoptivvater verwandt war? Und Atlas' Wunsch, mir sein Ta-

gebuch zuerst zukommen zu lassen, konnte zu bösem Blut bei den Schwestern führen.

Ich versuchte mich damit zu trösten, dass die Familie an *mich* herangetreten war, nicht umgekehrt.

»Sie wollen dich dabeihaben, Merry«, sagte ich mir.

Am meisten freute ich mich darauf, bald meine Kinder Jack und Mary-Kate wiederzusehen, die sich bereits an Bord der *Titan* aufhielten und meine Entscheidung, mich zu ihnen zu gesellen, sicher begeistert aufnahmen. Wenn die sechs Schwestern sich als Wahnsinnige entpuppen würden, konnten mein Sohn und meine Tochter mich beschützen und während der Fahrt dafür sorgen, dass ich nicht den Verstand verlor. Besagte Fahrt sollte insgesamt sechs Tage dauern – drei Tage auf der *Titan* von Nizza nach Delos, wo man den Kranz ins Meer werfen wollte, und noch einmal drei Tage für die Rückreise. Wenn mir alles zu viel wurde, konnte ich das Schiff auf der nahe gelegenen Insel Mykonos verlassen, auf der es einen internationalen Flughafen gab.

Da hörte ich ein Klopfen an der Trennwand zwischen dem vorderen und dem hinteren Teil des Flugzeugs.

»Ja?«, fragte ich, aus meinen Gedanken gerissen.

Die Tür öffnete sich, und der groß gewachsene, gebräunte Georg Hoffman trat ein. Er trug nach wie vor seinen dunklen Anzug. Im Verlauf des dreistündigen Fluges schien er nicht einmal die Krawatte gelockert zu haben.

»Guten Abend, Merry. Oder sollte ich lieber ›Guten Morgen‹ sagen?« Sein Blick wanderte zu der Decke und dem Kissen, die der Flugbegleiter mir gegeben hatte und die unbenutzt auf dem Sitz neben mir lagen. »Soweit ich sehe, haben Sie nicht viel geschlafen. Haben Sie ... das Päckchen geöffnet?«

»Ja, Georg. Ich habe den Brief gelesen und musste dann natürlich mit dem Tagebuch anfangen. Es ist ziemlich umfangreich ... aber das wissen Sie ja.«

Der Hauch eines Lächelns trat auf Georgs Lippen, über denen ein Schnurrbart prangte. »Es befindet sich schon sehr lange in

meinem Besitz, doch ich versichere Ihnen, dass ich nie hineingeschaut habe. Das stand mir nicht zu.«

»Soll das heißen, Sie haben keine Ahnung von der Geschichte dieses Atlas?«

»Das habe ich nicht gesagt. Nur, dass ich das Tagebuch nicht gelesen habe.« Georg zögerte. »Ich kenne ... *kannte* Atlas, Ihren Vater, sehr gut. Er war der mutigste und freundlichste Mensch, mit dem ich je das Glück hatte, Zeit zu verbringen.«

»Wann landen wir?«

»Der Landeanflug auf Nizza beginnt in wenigen Minuten. Das hat mir der Pilot soeben mitgeteilt. Am Flughafen erwartet uns ein Wagen, der uns geradewegs zum Hafen bringt, wo die *Titan* vor Anker liegt.«

Ich schaute zum Fenster hinaus. »Es ist noch dunkel, Georg. Wie spät ist es?«

Er sah auf seine Uhr und runzelte die Stirn. »Kurz vor halb vier hier in Frankreich. Tut mir leid. Das war alles ziemlich überstürzt.«

»Das können Sie laut sagen. Ich weiß immer noch nicht, ob meine Entscheidung richtig war. Ahnen denn die anderen Töchter, dass ich, nach allem, was ich bisher gelesen habe, seine leibliche Tochter bin?«

Georg senkte den Blick. »Nein. Sie meinen, Sie seien die ›verschwundene Schwester‹, weil Atlas erfolglos versucht habe, Sie zu adoptieren. So merkwürdig das klingen mag – sie kennen nicht einmal seinen wahren Namen. Wie Sie wissen, haben sie ihn immer nur ›Pa Salt‹ genannt.«

»*Jesus, Maria und Josef*.« Ich stützte meine Stirn auf Daumen und Zeigefinger. »Aber Tiggy hat das Anagramm entschlüsselt, daran erinnere ich mich. Wenigstens eine!«, brummte ich spöttisch.

Georg nickte. »Bitte verstehen Sie mich richtig, Merry. Ich bin nur ein Angestellter. Obwohl ich Ihren Vater fast mein ganzes Leben lang kannte und ihn als guten Freund erachtete, ist es so

gar noch nach seinem Tod meine Pflicht, seine Anweisungen zu befolgen.«

»Sie scheinen alles über mich zu wissen. Wo Sie mich finden konnten. Dass ich anscheinend die Tochter von Atlas bin. Und Sie wollen behaupten, das sei erst in den letzten Wochen ans Licht gekommen?«

»Ich ... ja.« Georg war sichtlich nervös.

»Woher haben Sie denn ein Jahr nach dem Tod von Atlas diese Informationen? Wer hat Ihnen von dem Ring erzählt, mit dem ich gefunden wurde?« Die Müdigkeit und die Frustration, die sich in den vergangenen Wochen in mir aufgestaut hatten, brachen sich Bahn. »Und was ist mit Argideen House? Wie haben Sie erfahren, dass ich dort zur Welt gekommen bin?«

Georg nahm ein Tuch aus seiner Tasche und tupfte sich damit die Stirn ab. »Merry, das sind wichtige Fragen, und ich verspreche Ihnen: Sie werden beantwortet. Allerdings nicht von mir.«

So leicht wollte ich mich nicht abspesen lassen.

»Nehmen Sie mir das bitte nicht übel: Wollte denn nie eine der Schwestern wissen, warum dieser Fremde sechs Mädchen adoptiert und sie nach den Sieben Schwestern benannt hat? Und warum ihr Familienname d'Aplière so etwas wie ein Anagramm der ›Plejaden‹ ist?«

»Doch, sogar oft. Wie Sie feststellen werden, wenn Sie sie kennenlernen, sind alle sechs Frauen genauso intelligent wie der Mann, der sie aufgezogen hat. Sie haben ihm einfach geglaubt, dass sie nach seinem Lieblingsgestirn benannt wurden und auch ihr Familienname seine Faszination für die Sterne ausdrückt. Ihnen ist nicht aufgefallen, dass sie so heißen, weil sie die Töchter von Atlas sind.«

Ich schloss die Augen. Die Aussicht, in mein ganz eigenes, handgestricktes Märchen an Bord der *Titan* zu spazieren, erschien mir immer weniger attraktiv.

»Wie viel haben Sie schon von dem Tagebuch gelesen?«

»Nicht allzu viel. An der Stelle, an der ich jetzt bin, ist Atlas

noch ein Junge. Der Bildhauer und seine Familie haben ihn bei sich aufgenommen.«

Georg nickte. »Verstehe. Dann werden Sie noch viel erfahren. Sie werden begreifen, wer er war, wer Sie sind ... und warum er die sechs Mädchen adoptiert hat.«

»Das ist es ja gerade, Georg. Ich weiß nicht, ob es in Ordnung ist, wenn ich das Tagebuch als Erste lese. Wie Sie selbst gesagt haben, wurden die anderen sechs Mädchen von Atlas aufgezogen. Sie haben ihn geliebt. Ich habe ihn nicht einmal gekannt. Meiner Ansicht nach sollten sie seine Geschichte vor mir erfahren.«

»Hm. Das muss sehr schwierig für Sie sein. Doch bitte vergessen Sie nicht: Sie sollten sein Tagebuch lesen, sobald wir Sie fänden, das war Atlas' Wunsch. Weil es auch Ihre Geschichte ist. Sein Leben lang fürchtete er, Sie könnten glauben, er habe Sie im Stich gelassen, was keineswegs der Wahrheit entspricht. Die Ereignisse haben sich nur immer wieder überschlagen. Ich konnte nicht vorhersehen, dass es uns gelingen würde, Sie genau dann aufzuspüren, wenn die anderen sechs Schwestern den Kranz anlässlich seines ersten Todestages ins Meer werfen wollen.« Erneut trat ein Lächeln auf Georgs Gesicht. »Man könnte sagen, die Sterne haben es gerichtet.«

»Ja, so könnte man es sehen. Ich habe allerdings eher den Eindruck von Chaos. In dem Brief steht, meine Mutter sei verschwunden, Atlas habe nicht einmal gewusst, ob sie noch lebt. Vermutlich ahnte er also nichts davon, dass ich auf Father O'Briens Schwelle abgelegt wurde, oder?«

Georg schüttelte den Kopf. »Nein. Ich kann mich nur wiederholen: Bitte lesen Sie das Tagebuch. Um zu begreifen, warum sie adoptiert wurden, müssen die anderen Schwestern zuerst verstehen, wer Sie sind.«

»Kennen Sie das Gleichnis vom verlorenen Sohn, Georg?«

»Ich kenne den Ausdruck, doch offen gestanden ...«

»Im Lukas-Evangelium erzählt Jesus von einem Sohn, der seinen Vater um sein Erbe bittet und es dann verprasst. Als das Geld

alle ist, kehrt er zu seinem Vater zurück, um sich zu entschuldigen. Statt wütend zu werden, ist der Vater überglücklich über seine Heimkehr und veranstaltet zu seinen Ehren ein Fest. Kennen Sie auch den wichtigsten Teil der Geschichte, Georg? Der Bruder des verlorenen Sohnes ist nicht gerade erfreut über dessen Rückkehr. Denn er selbst ist all die Jahre treusorgend an der Seite seines Vaters geblieben und hat keinerlei Belohnung dafür erhalten. Ich möchte nicht die verlorene Tochter sein, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Verwirrt über meinen bestimmten Tonfall runzelte Georg die Stirn. »Ich kann Ihnen versichern, dass die Schwestern sich aufrichtig darauf freuen, Sie in ihre Familie aufzunehmen, wenn Sie das ebenfalls möchten. Ihnen ist klar, wie sehr ihr Vater sich danach sehnte, die verschwundene Schwester zu finden, und Sie werden sehen: Atlas' Töchter werden Ihnen nur Liebe entgegenbringen. Tiggy und Star haben Sie ja bereits kennengelernt. Hatten Sie bei einer von ihnen das Gefühl, dass sie Ihnen gegenüber etwas anderes als Zuneigung empfindet?«

Ich griff nach links in eine Ledertasche, in der sich Wasserflaschen befanden, holte eine heraus und öffnete sie. »Bei Tiggy überhaupt nicht. Sie ist einer der Hauptgründe, warum ich in diesem Flieger sitze. Aber Star hat sich als eine Lady Sabrina irgendwer ausgegeben, um mir Informationen zu entlocken. Ich weiß besser als die meisten Leute, welche Verbitterung ein Streit innerhalb der Familie verursachen kann. Was, wenn einige der Schwestern es akzeptieren, dass ›Pa Salt‹ eine leibliche Tochter hat, und einige nicht?« Seit Kurzem war mir klar, dass Bobby Noiro, der Mann, der ursprünglich an meiner Flucht aus Irland schuld war, dieselbe Großmutter hatte wie ich. »Mary-Kate hat mir von dem Supermodel Elektra erzählt. Diese Elektra scheint nicht gerade für ihre Sanftmut bekannt zu sein.« Ich trank einen großen Schluck Wasser.

»Sämtliche Schwestern haben im letzten Jahr eine Reise der Selbstfindung absolviert. Es war mir eine Freude zu beobachten,

